

Materialien zur Vor- und Nachbereitung eines Ausstellungsbesuchs

Museum für Kommunikation
...
Eine Ausstellung zu Stille
9.11.18 – 7.7.19

Museum für Kommunikation
Helvetiastrasse 16, 3000 Bern 6
Dienstag – Sonntag, 10 – 17 Uhr, www.mfk.ch

Eine Stiftung von **DIE POST** **swisscom**

Unterstützt von **pro audio schweiz** **Paul Hesi Stiftung** **Bürgergemeinde Bern**

WETTBEWERB

Schicken Sie Ihr Foto (jpg) „So sieht Stille aus“ oder Ihre Tonaufnahme (mp3/m4a) „So tönt Stille“ ins Museum.

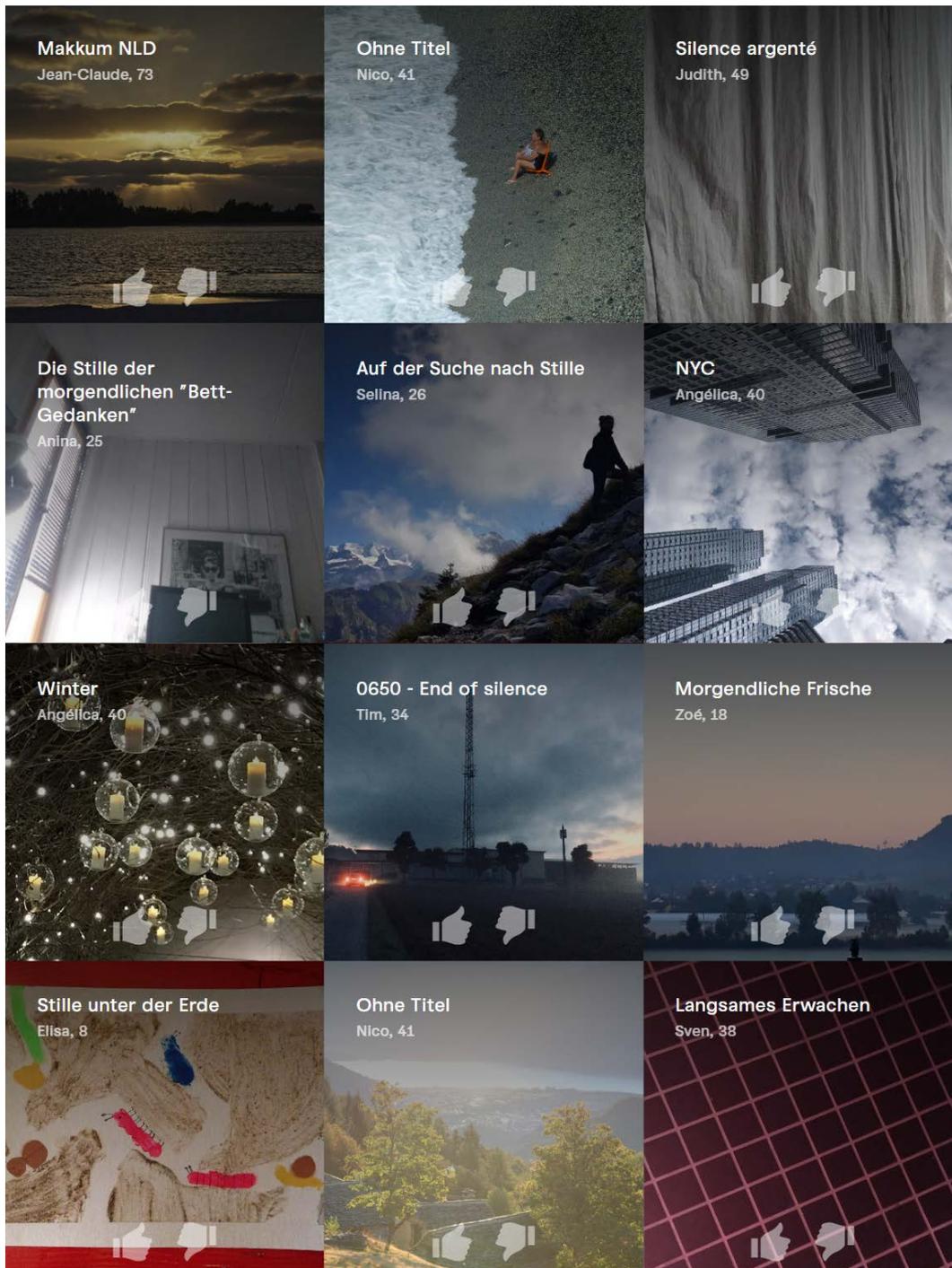
WhatsApp an: +41 (0)79 597 36 42

E-Mail (<5MB) oder via WeTransfer.com (>5MB) an: edu@mfk.ch

Bitte Vorname, Alter, Titel des Bildes oder des Tons angeben.

Einsendeschluss: 7. Juli 2019

Unter den Einsendungen verlosen wir 50 Museumseintritte.



Inhalt

WETTBEWERB.....	2
Vorwort	5
TEXTE FÜR DEN UNTERRICHT (Sekundarstufe II).....	6
Gebrauchsanleitung.....	6
Homer	7
Lucius Annaeus Seneca	9
Walther von der Vogelweide	10
Andreas Gryphius	12
Johann Wolfgang Goethe	13
Matthias Claudius, Pseudonym Asmus	20
Friedrich Schiller	21
Joseph von Eichendorff	24
Wilhelm Müller.....	27
Eduard Mörike.....	28
Jeremias Gotthelf	30
Gottfried Keller	33
Mark Twain.....	35
Theodor Fontane	39
Conrad Ferdinand Meyer	42
Giuseppe Ungaretti	46
Ödön von Horváth	47
Albin Zollinger	50
William Carlos Williams.....	53
Bertolt Brecht	54
Eugen Gomringer.....	55
Ingeborg Bachmann.....	57
Hans Magnus Enzensberger	62
Ilse Aichinger.....	64
Simon & Garfunkel.....	66
Mani Matter	69
Uwe Timm.....	70
Margrit Schriber	74
Peter Handke	78
Astrid Dehe	84
Erling Kagge.....	87
Thilo Krause.....	89
Christoph Ransmayr	96
Adolf Muschg	98

Dominic Oppliger	100
READER	103
Grundlagen	103
Erlebnisberichte	103
Didaktische Materialien	103
Linkliste entlang der Ausstellung	104
Phänomen Lärm	104
Phänomen Stille	105
Schöne Stille, schreckliche Stille	106
Suche nach Stille	107
Geschichte der Stille	108
Die Stadt der Stille	110
Plan der Ausstellung	112
Impressum	113

Vorwort

Genauso wie der Lärm gehört die Stille zu unserem Alltag. Sie ist bei weitem kein modernes Phänomen, aber sie ist heute zunehmend zum raren Gut geworden.

Zwar suchen im hektischen Alltag immer mehr Menschen Ruhe, zur Stille haben wir aber ein ambivalentes Verhältnis: Die Vorstellung absoluter Stille ist erfreulich und bedrohlich zugleich. Das offenbart die grosse **Vielfalt der Stille**. Es ist an der Zeit, mit einer mutigen Ausstellung dieses Potential erlebbar zu machen. Die Ausstellung reicht deshalb weit über Digital-Detoxing, Noise-Cancelling und Ruhezeiten hinaus und beleuchtet die gesellschaftliche und historische Balance zwischen Lärm, Ruhe und Stille.

Lärm, Ruhe, Stille: Für einmal ist es nicht das oft dominierende Auge, sondern das Ohr, welches die Wahrnehmung prägt. Diesem Umstand trägt die Ausstellung Rechnung, indem sie die Besucherinnen auf eine Reise in eine überraschende Soundlandschaft mitnimmt. Das **dreidimensionale Hörerlebnis** lässt Sie eintauchen in eine Welt, die Sie selber durch Ihre Position und Ihre Bewegungen im Raum verändern.

Die Ausstellung „Sounds of Silence“ ist eine in Echtzeit generierte **binaurale Soundwelt**. Es handelt sich nicht um einen konventionellen Audioguide, sondern um ein Kopfhörersystem, das einen individuellen Klangparcours ermöglicht. Aufgrund dieses gewählten Ausstellungskonzepts wird die Ausstellung immer selbstständig besucht.

Führungen bieten wir nicht an.

Planen Sie für die Annahme und Rückgabe des persönlichen Kopfhörers pro Person jeweils eine Minute Zeit ein.

Stille gibt's nicht!

Stille ist Folter!

Stille ist Wellness!

5

Was ist Stille für Sie? Wo finden Sie stille Orte? Ist Stille wichtig? Stille ist etwas sehr Individuelles. Und sie definiert sich oft über ihr Gegenteil: Lärm. **Das Museum für Kommunikation ist interessiert an Ihren persönlichen Erfahrungen mit Stille.** Wir sammeln deshalb Töne und Bilder, die für Sie Stille symbolisieren. Die Teilnahme an diesem Partizipationsprojekt ist gleichzeitig eine sinnvolle Vor- oder Nachbereitung eines Ausstellungsbesuchs und für Schulklassen (ab Sekundarstufe II) geeignet. **Gleichzeitig nehmen Sie am Wettbewerb teil (siehe Titelseite).**

Stille gibt's nicht! Selbst im schalltoten Raum ist es plötzlich laut, wenn Sie ihr Herz schlagen, die Lunge pumpen und den Magen knurren hören.

Stille ist Folter! Das verrückte Selbstexperiment von John Lilly von 1954, als er sich im Isolationstank praktisch sämtlicher äusserer Einflüsse beraubte, diente später dem Militär als Inspiration für Folter- und Gehirnwäschemethoden. In sogenannten Float Tanks geniessen gestresste Menschen heutzutage gegen Bezahlung in völliger Dunkelheit und „Stille“ Entspannung. Denn:

Stille ist Wellness! Aber aufgepasst. Nach der ersten erholsamen Phase schaltet gemäss Lilly unser Gehirn nicht ab, sondern beginnt im Gegenteil mit wilden Fantasien und Halluzinationen, die einem LSD-Trip Konkurrenz machen könnten, die fehlende Sinnesstimulation zu ersetzen.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen einen erlebnisreichen Museumsbesuch und das Mass an Stille im Leben, welches Ihnen gut tut.

Gallus Staubli, vom Tinnitus geplagter Leiter Bildung & Vermittlung im Museum für Kommunikation

TEXTE FÜR DEN UNTERRICHT (Sekundarstufe II)

Stille, literarisch – ein Sammelsurium
64 Texte von 800 v.u.Z. bis 2018 versammelt von Ueli Jaussi

Gebrauchsanleitung

Lärm und Stille, Reden und Schweigen gehören zusammen.

Es gibt im Leben Waldesstille, Abendstille, Sonntagsstille, Meeresstille, Totenstille, nächtliche, geheimnisvolle, plötzliche, lähmende, erholsame, halkyonische Stille, die Stille vor dem Sturm und die Stille danach – und viele weitere Erscheinungsformen von Stille.

Und es gibt vielsagendes, bedeutungsvolles, rätselhaftes, verstocktes, ängstliches, taktisches Schweigen – und viele weitere Spielarten von Schweigen.

Wie im Leben, so in der Literatur. Allerdings werden wir in unserem eigenen, realen Leben nie allen möglichen Situationen von Stille oder Schweigen begegnen. Für sie öffnet uns die Literatur die Augen.

Darum ist Lesen voll cool. Wer liest, taucht ab in fremde Welten, erweitert seinen Horizont, vergrössert seinen Erfahrungsschatz. Lesend werden wir, wenn ein Text uns packt, sensibler, aufmerksamer für alles, was in der Welt so alles kreucht und fleucht und in den Köpfen der Menschen flackert. Lesen lohnt sich, lohnt sich auch für den, der sich um Stille und Schweigen kümmern will.

Wer Texte zu *Stille* oder *Schweigen* suchen und versammeln will, ist auf seine eigenen Leseerfahrungen angewiesen. Es handelt sich dabei ja weder um Themen, Stoffe oder Motive. Lexika helfen da nicht weiter.

6

So ist denn, was hier vorliegt, wirklich ein Sammelsurium, ein aus der ganz persönlichen Sicht des Anthologisten zusammengestelltes Konvolut, das auch ganz anderes Material enthalten könnte. Das tut aber nichts. Die Textsammlung ist nicht auf Systematik, nicht auf Vollständigkeit aus. Sie soll an einigen zufälligen Fundstücken anschaulich vorführen, was an Spielarten von *Stille* und *Schweigen* möglich und denkbar ist. Und sie soll dazu anregen, selber nach entsprechenden Texten zu suchen. Wer in Texten einmal Situationen der Stille und des Schweigens auf der Spur ist, wird immer wieder fündig werden.

Angeordnet sind die in diesem Sammelsurium präsentierten Texten nach dem Jahr ihrer Entstehung, wenn es sich zweifelsfrei eruieren liess, oder dem Jahr ihrer ersten Publikation. Die einzelnen Beiträge sind mit den Namen und Lebensdaten der Autorinnen und Autoren überschrieben. Sie enthalten in der Regel, *kursiv* geschrieben, einige knappe Angaben zum Autor oder der Autorin und zum folgenden Text (teils auf der Basis von Sekundärliteratur oder Internet). Bei den Texten selber handelt es sich um thematisch einschlägige Textausschnitte aus grösseren Werken, um Gedichte oder kurze Prosa, beides natürlich vollständig wiedergegeben. Die Texte selber beschreiben Situationen der Stille oder gestalten solche des Schweigens. Wörter wie *Stille* oder *Schweigen* u.ä. können in ihnen vorkommen, müssen es aber nicht zwingend tun. Hauptsache: Sie evozieren Eindrücke von Stille oder Schweigen in der oder jener Gestalt.

Wie sie mit diesen Blättern umgehen wollen, ist der Phantasie der Lesenden oder Lehrenden überlassen. Ganze didaktische Konzepte werden ihnen nicht geboten, das wäre ja auch entmündigend. In wenigen Fällen konnte es sich der Anthologist allerdings nicht verkneifen, den einen oder andern Hinweis auf mögliche Textvergleiche zu geben...

Ueli Jaussi, der Anthologist

Homer (um 800 v.u.Z.)

Odyssee (2. Hälfte des 8. Jh. v.u.Z.), aus dem 12. Gesang:

Der Zauberin Kirke Warnung vor den verführerischen Gesängen der Sirenen eingedenk, trifft Odysseus vor der Fahrt an den Sirenen vorbei die nötigen Vorkehrungen.

Jetzt begann ich, und sprach zu den Freunden mit inniger Wehmut:

Freunde, nicht einem allein, noch Zweien, gebührt es zu wissen,

Welche Dinge mir Kirke, die hohe Göttin, geweissagt.

Drum verkünd' ich sie euch, daß jeder sie wisse; wir mögen

Sterben, oder entfliehn dem schrecklichen Todesverhängnis.

Erst befiehlt uns die Göttin, der zauberischen Sirenen

Süße Stimme zu meiden, und ihre blumige Wiese.

Mir erlaubt sie allein, den Gesang zu hören; doch bindet

Ihr mich fest, damit ich kein Glied zu regnen vermöge,

Aufrecht stehend am Maste, mit festumschlungenen Seilen.

Fleh' ich aber euch an, und befehle die Seile zu lösen;

Eilend fesselt mich dann mit mehreren Banden noch stärker.

Also verkündet' ich jetzt den Freunden unser Verhängnis.

Und wie geflügelt entschwebte, vom freundlichen Winde getrieben,

Unser gerüstetes Schiff zu der Insel der beiden Sirenen.

Plötzlich ruhte der Wind; von heiterer Bläue des Himmels

Glänzte die stille See; ein Himmlischer senkte die Wasser.

Also sangen jene voll Anmut. Heißes Verlangen

Fühlt' ich weiter zu hören, und winkte den Freunden Befehle,

Meine Bande zu lösen; doch hurtiger ruderten diese.

Und es erhuben sich schnell Eurylochos und Perimedes,

Legten noch mehrere Fesseln mir an, und banden mich stärker.

Also steuerten wir den Sirenen vorüber; und leiser,

Immer leiser, verhallte der Singenden Lied und Stimme.

Eilend nahmen sich nun die teuren Genossen des Schiffes

Von den Ohren das Wachs, und lösten mich wieder vorn Mastbaum.

Aus dem Altgriechischen übersetzt von Johann Heinrich Voss (1751-1826), erschienen 1781.

Nach dem Text des Lagers 437 von Heinz Schwitzke (1960)

Ein Lager für deutsche Kriegsgefangene in der Sowjetunion: Die Gefangenen helfen sich über Hunger, Kälte und Hoffnungslosigkeit mit Kultur. Ein Orchester spielt mit Instrumenten, die sich die Gefangenen selbst aus den Bäumen des Waldes geschnitten haben, Beethovens Violinkonzert. Weltliteratur wird vorgetragen, von Gefangenen für Gefangene.

Aus Schwitzkes Vorbericht:

Unter den Meistern und Werken, denen man damals begegnete, hat keiner oder keines (...) so stark und so nachhaltig auf die Gefangenen gewirkt wie der mehr als zweieinhalbtausend Jahre alte, heimatlose Soldat und Irrfahrer Odysseus. Er, den der Krieg zehn Jahre lang vor Troja festgehalten hatte und der dann in immer neuen Gefangenschaften Geduld üben musste (...), er, dem kein Schauer und kein Entsetzen fremd waren (...): dieser Mann schien den ohnmächtig Duldenden der herrlichste aller Sterblichen. Und wenn sie vernahmen, dass es ihm trotz der Feindschaft der weltumspannenden Macht des Poseidon – durch die Hilfe Gottes und seiner jungfräulichen Tochter – dennoch gelungen war, nach Hause zu kommen, wenn auch als Bettler, der sich den Bettelplatz auf der eigenen Schwelle erst mühsam erkämpft, dann gewannen selbst die Hoffnungslosen wieder Zuversicht und nahmen sich vor, überlegener und geduldiger zu sein.

Die Sirenen

Noch nicht lange hatten wir so vor dem Winde gelegen,
als ganz plötzlich das Segel schlaffte und seltsame Stille
auf dem Meer lag, darin der Himmel sich abgrundtief wölbte.
Schnell erzählt' ich den Kameraden jetzt, was bevorstand,
und schnitt Wachskugeln aus und verklebte allen die Ohren
ausser mir selbst. Mich befahl ich am Mast stehend festzubinden
und nicht wieder zu lösen, auch wenn ich's verlangte, bevor nicht
der Sirenenfels hinter uns lag. Und falls ich mich wehrte,
sollten den Strick sie nur fester um meine Glieder noch zurren.
Sie gehorchten und schlugen dann fleissig das Meer mit den Rudern.

Als wir dem weissen Felsen auf Rufweite nahe kamen
und die Sirenen das Schiff auf der spiegelnden Fläche entdeckten,
tönten hell ihre Stimmen: „Odysseus, du Held unsrer Lieder,
Ruhm und Stolz der Achaier, hier reiste noch niemand vorüber,
ohne uns anzuhören und unsere Melodien.
Komm nun auch du und lass dich beseligen mit Gesängen!
Siehe, sie handeln von dir und von den Griechen und Troern.
All eure Mühe wird hier in süßem Wohlklang verwandelt...“
Also lockte ihr Lied. Ein wildes Verlangen ergriff mich,
näher zu fahren und zuzuhören. Ich schrie, und ich winkte
meinen Leuten Befehle: sie sollten mich lösen vom Mast!
Doch wie sehr ich mich wand, sie zogen die Fesseln nur enger
und versuchten, das Schiff nur schneller noch vorwärts zu peitschen,
bis die lockenden Klänge weit über dem Wasser verhallten.
Dann erst befreiten sie mich und öffneten selbst sich die Ohren.

Aus: Irrfahrt und Heimkehr. Homers Odyssee nach dem Text des Lagers 437 von Heinz Schwitzke. Olten und Freiburg im Breisgau: Walter-Verlag 1960, S. 90.

Lucius Annaeus Seneca (ca. 1 – 65)

Der römische Philosoph, Dramatiker, Naturforscher, Politiker Seneca, als Stoiker einer der meist-gelesenen Schriftsteller seiner Zeit, litt unter dem Lärm, dem er in der Millionenstadt Rom Tag und Nacht ausgesetzt war. In einem seiner Briefe an Lucilius, entstanden ca. 62 n.Chr., macht er seinem Ärger darüber Luft.

Lärm macht krank!

Seneca, ep. 56, 1-2 u. 4:

Peream, si est tam necessarium quam videtur silentium in studia seposito. Ecce undique me varius clamor circumsonat: supra ipsum balneum habito. Propone nunc tibi omnia genera vocum, quae in odium possunt aures adducere: cum fortiores exercentur et manus plumbo graves iactant, cum aut laborant aut laborantem imitantur, gemitus audio, quotiens retentum spiritum remiserunt, sibilos et acerbissimas respirationes;...Iam biberari varias exclamationes et botularium et crustularium et omnes popinarium institores mercem sua quadam et insignita modulatione vendentis.

Magis mihi videtur vox avocare quam crepitus: illa enim animus abducit, hic tantum aures implet ac verberat. In his, quae me sine avocatione circumstrepunt, essedas transcurrentes pono et fabrum inquilinum et serrarium vicinum, aut hunc, qui ad Metam sudantem tubulas experitur et tibias, nec cantat, sed exclamat: etiamnunc molestior est mihi sonus qui intermittitur subinde quam qui continuatur.

Zu deutsch etwa:

Wenn Stille für einen in seine Studien Vertieften notwendig ist, wie es scheint, dann muss ich zugrunde gehen. Denn sieh: Von allen Seiten umdröhnt mich vielfältiger Lärm. Ich wohne unmittelbar über einer Badeanstalt. Stelle dir nun alle Arten von Geräuschen vor, die geradezu Haß auf die eigenen Ohren verursachen können: Wenn kräftige Männer trainieren und ihre mit Blei beschwerten Fäuste schwingen, wenn sie sich anstrengen oder so tun, dann höre ich Stöhnen, sooft sie den angehaltenen Atem ausströmen lassen, Zischen und heftiges Aufatmen. Ferner zu hören sind eines Limonadenverkäufers verschiedene Anpreisungen, dazu Wurstverkäufer, Zuckerbäcker und alle Garküchengehilfen, die ihre Ware in einer Art persönlich gefärbter Tonart lauthals anpreisen.

Mir scheint, eine Stimme lenke mehr ab als ein Geräusch: Jene wirkt auf den Geist ein, dies füllt nur die Ohren und berührt sie. Zu dem, was mich ohne Ablenkung umrauscht, rechne ich fahrende Wagen, einen Schmied im Haus und einen Sägenden in der Nachbarschaft, oder den, der an der "Schwitzenden Säule" seine Trompete und Flöten probiert und nicht singt, sondern krakeelt; ferner ist mir lästiger ein Geräusch, das immer wieder unterbrochen wird, als eines, das andauert.

Ziemlich frei bearbeitete Übersetzung von Fred Radewaldt

Walther von der Vogelweide (um 1170 – um 1230)

Walther von der Vogelweide ist einer der bedeutendsten Minnesänger des Mittelalters. Gedichtet hat er in mittelhochdeutscher Sprache.

Über sein Leben ist kaum etwas bekannt. Einzige Ausnahme: Unter den Reisekosten des Passauer Bischofs Wolfger von Erla für den 12. November 1203 wird aufgeführt: „Walther, dem Sänger aus Vogelweide, für einen Pelzmantel fünf Schilling.“ Darüber hinaus gibt es nur Nennungen bei Dichterkollegen.

Von Walther sind 90 Minnelieder und 150 Sangsprüche überliefert, ausserdem ein religiöser Leich. Die umfangreichste Sammlung von Walthers Liedern findet sich in der „Grossen Heidelberger Liederhandschrift“, einer reich bebilderten Prachthandschrift, die um 1300 verfertigt wurde, möglicherweise für den Zürcher Bürger und Ratsherrn Rüdiger Manesse.



Ich saz û feime steine / und dahte bein mit beine:
dar ûf satzt ich den ellenbogen:
ich hete in mîne hant gesmogen
daz kinne und ein mîn wange.

10

,Under der linden
an der heide,
dâ unser zweier bette was,
dâ mugt ir vinden
schône beide
gebrochen bluomen unde gras.
vor dem walde in einem tal,
tandaradei,
schône sanc diu nahtegal.

Ich kam gegangen
zuo der ouwe:
dô was mîn friedel komen ê.
dâ wart ich enpfangen,
hêre frouwe,
daz ich bin saelic iemer mê.
kuster mich? Wol tûsentstunt:
tandaradei,
seht wie rôt mir ist der munt.

Dô het er gemachet
Alsô rîche
Von bluomen eine bettestat.
Des wirt noch gelachet
Inneclîche,
kumt iemen an daz selbe pfat.
bî den rôsen er wol mac,
tandaradei,
merken wâ mirz houbet lac.

Daz er bî mir laege,
wessez iemen
(nu enwelle got!), sô schamt ich mich.
wes er mit mir pflaege,
niemer niemen
bevinde daz, wan er unde ich,
und ein kleinez vogellîn:
tandaradei,
daz mac wol getriuw sîn.'

*Dieses sog. „Mädchenlied“ Walthers dürfte um 1200 entstanden sein.
Abgedruckt ist es hier nach der Ausgabe
DEUTSCHE LYRIK DES MITTELALTERS.
Auswahl und Übersetzung von Max Wehrli.
Zürich: Manesse, 2. Aufl. 1962, S. 244 f.*

Übersetzung:

,Unter der Linde,
auf der Heide,
da unser beider Lager war,
da könnt ihr schön
gebrochen finden
die Blumen und das Gras.
Vor dem Wald in einem Tal –
Tandaradei –
Sang schön die Nachtigall.

Ich kam gegangen
zu der Aue:
da war mein Liebster schon gekommen.
Da ward ich empfangen –
Gnädige Jungfrau! –
dass ich für immer glücklich bin.
Ob er mich küsste? Wohl tausendmal:
tandaradei –
seht, wie rot ist mir der Mund.

Da hat er gemacht
so prächtig
ein Bett von Blumen.
Da lacht noch mancher
herzlich,
kommt er jenen Pfad daher.
An den Rosen mag er wohl –
tandaradei –
merken, wo das Haupt mir lag.

Dass er bei mir lag –
wüsst es jemand
(das verhüte Gott!), so schämt ich mich.
Wie er mit mir war,
niemals, niemand
erfahre das als er und ich
und ein kleines Vögelchen,
tandaradei –
das kann wohl verschwiegen sein.'

Andreas Gryphius (1616 – 1664)

Der Jurist, Lyriker, Prosaautor und Dramatiker Andreas Gryphius ist einer der bedeutendsten deutschen Dichter des Barock. Geboren am 2. Oktober 1616 in Glogau (heute Głogów, Polen), verlor Gryphius (eigentlich Andreas Greif) früh seine Eltern. Sein Leben war geprägt vom Dreissigjährigen Krieg, der Zerstörung Glogaus, dem moralischen Niedergang, der Unruhe und den Religionsverfolgungen seiner Zeit.

Schon als Gymnasiast trat er als Verfasser eines lateinischen Epos „Herodes“, das auch gedruckt wurde, hervor. 1634 bis 1636 studierte er am Akademischen Gymnasium in Danzig und kam dort mit dem naturwissenschaftlich-empirischen Weltbild Galileis und Keplers in Berührung. Danach ging er als Hauslehrer auf ein Gut in der Nähe von Freystadt in Schlesien. In der Nacht vom 8. auf den 9. Juli 1637 zerstörte ein verheerender Brand Freystadt. Gryphius schrieb darüber ein grossartiges längeres Gedicht und einen noch im Winter 1637 veröffentlichten Prosaband und wurde so zu einem der ersten deutschen Reporter avant la lettre.

1638 bis 1644 setzte Gryphius seine Studien der Philosophie, Juristerei und weiterer wissenschaftlicher Disziplinen im niederländischen Leiden fort, wo auch René Descartes lehrte. Nach einer Kavaliertour durch Frankreich und Italien und Aufhalten in Strassburg und Stettin kehrte er nach Schlesien zurück. 1649 heiratete er Rosina Deutschländer und hatte mit ihr vier Söhne und drei Töchter. 1650 wurde Gryphius Syndikus der Glogauer Landstände mit der Aufgabe, deren Interessen gegen die zentralistischen und konfessionellen Bestrebungen Habsburgs durchzusetzen. Am 16. Juli 1664 erlag Gryphius während einer Versammlung der Glogauer Landstände einem Schlaganfall.

Christian Gryphius (1649-1706), sein ältester Sohn, gab 1698 die gesammelten Werke seines Vaters heraus.

Abend (1650)

Der schnelle Tag ist hin; die Nacht schwingt ihre Fahn
Und führt die Sternchen auf. Der Menschen müde Scharen
Verlassen Feld und Werk, wo Tier und Vögel waren,
Traurt itzt die Einsamkeit. Wie ist die Zeit vertan!

Der Port naht mehr und mehr sich zu der Glieder Kahn.
Gleich wie dies Licht verfiel, so wird in wenig Jahren
Ich, du, und was man hat, und was man sieht, hinfahren.
Dies Leben kömmt mir vor als eine Rennebahn.

Lass, höchster Gott, mich doch nicht auf dem Laufplatz gleiten!
Lass mich nicht Ach, nicht Pracht, nicht Lust, nicht Angst verleiten!
Dein ewig heller Glanz sei vor und neben mir!

Lass, wenn der müde Leib entschläft, die Seele wachen.
Und wenn der letzte Tag wird mit mir Abend machen,
So reiss mich aus dem Tal der Finsternis zu dir!



Johann Wolfgang Goethe (1749 – 1832)

Mit dem Datum „Am Hang des Ettersberg, d. 12. Febr. 1776“ schickt Goethe Charlotte von Stein sein Gedicht „Wandlers Nachtlied“. Emil Staiger dazu: „Christliche Deutungen des angerufenen Friedens sind in dieser Epoche Goethes fernzuhalten.“ Schubert hat das Gedicht am 5. Juli 1815 vertont als op. 4/3 (D 224).

WANDRERS NACHTLIED (1776)

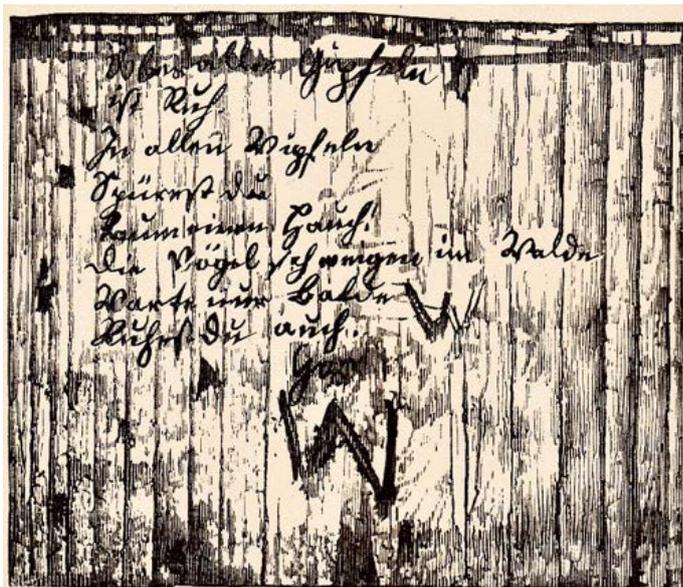
Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süsser Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Das folgende Gedicht schrieb Goethe am Abend des 6. Sept. 1780 an die Bretterwand der Jagdhütte auf dem Gickelhahn bei Ilmenau. Der Titel „Ein Gleiches“ bedeutet: Noch ein „Wandlers Nachtlied“.

Von Schubert um 1823 als Opus Nr. 3 (D 768) vertont.

EIN GLEICHES (1780)

Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch



Das Gedicht in Goethes Handschrift an der Wand des Kickelhahn-Häuschens (Photographie 1869)

Die Berghütte auf dem Gipfel des Kickelhahn brannte 1870 ab und wurde 1874 wiederaufgebaut. Eine Fotografie aus dem Jahre 1869 dokumentiert Goethes Text in dem Zustand, den er unmittelbar vor seiner Vernichtung hatte. Das Foto zeigt neben Übermalungen und Kritzeleien, die im Laufe von 90 Jahren das Original entstellt hatten, auch Sägespuren: Ein Tourist hatte vergeblich versucht, den Text aus der Wand herauszuschneiden.



Goethehäuschen vor dem Brand 1870

Die „Römischen Elegien“ sind grösstenteils nach Goethes Rückkehr aus Rom, in den ersten Jahren seiner Liebe zu Christiane Vulpius, entstanden, also ungefähr in der Zeit von 1788 bis 1790. Römische Umgebung, vielleicht das Glück einer römischen Liebe und das Glück der neuen Liebe in Weimar bilden den Stoff des Zyklus, der sich formal und in manchen Einzelheiten an die Gedichte römischer Elegiker, zumal an Properz, anschliesst. Das Wort „Elegie“ hat hier nicht die Bedeutung von „Klagelied“; es bezeichnet, nach antikem Sprachgebrauch, ein in Distichen abgefasstes Gedicht.

Emil Staiger in: J. W. Goethe: Gedichte. Mit Erläuterungen von Emil Staiger. 3 Bände. Zürich: Manesse 1949. 1. Bd., S. 480.

Römische Elegien (1795)

1.

„Saget, Steine, mir an, o sprecht, ihr hohen Paläste!
Straßen, redet ein Wort! Genius, regst du dich nicht?
Ja, es ist alles beseelt in deinen heiligen Mauern,
Ewige Roma; nur mir schweiget noch alles so still.
O wer flüstert mir zu, an welchem Fenster erblick ich
Einst das holde Geschöpf, das mich versengend erquickt?
Ahn ich die Wege noch nicht, durch die ich immer und immer
Zu ihr und von ihr zu gehn, opfre die köstliche Zeit?
Noch betracht ich Kirch und Palast, Ruinen und Säulen,
Wie ein bedächtiger Mann schicklich die Reise benutzt.
Doch bald ist es vorbei: dann wird ein einziger Tempel
Amors Tempel nur sein, der den Geweihten empfängt.
Eine Welt zwar bist du, o Rom; doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom.“

4.

Fromm sind wir Liebende, still verehren wir alle Dämonen,
Wünschen uns jeglichen Gott, jegliche Göttin geneigt.
Und so gleichen wir euch, o römische Sieger! Den Göttern
Aller Völker der Welt bietet ihr Wohnungen an,
Habe sie schwarz und streng aus altem Basalt der Ägypter,
Oder ein Grieche sie weiß, reizend, aus Marmor geformt.
Doch verdrießet es nicht die Ewigen, wenn wir besonders
Weihrauch köstlicher Art einer der Göttlichen streun.
Ja, wir bekennen euch gern: es bleiben unsre Gebete,
Unser täglicher Dienst Einer besonders geweiht.
Schalkhaft, munter und ernst begehen wir heimliche Feste,
Und das Schweigen geziemt allen Geweihten genau.
Eh' an die Ferse lockten wir selbst durch gräßliche Taten
Uns die Erinnyen her, wagten es eher, des Zeus
Hartes Gericht am rollenden Rad und Felsen zu dulden,
Als dem reizenden Dienst unser Gemüt zu entziehn.
Diese Göttin, sie heißt Gelegenheit, lernet sie kennen!

Sie erscheinet euch oft, immer in andrer Gestalt.
Tochter des Proteus möchte sie sein, mit Thetis gezeuget,
Deren verwandelte List manchen Heroen betrog.
So betrügt nun die Tochter den Unerfahrenen, den Blöden:
Schlummernde necket sie stets, Wachende fliegt sie vorbei;
Gern ergibt sie sich nur dem raschen, tätigen Manne,
Dieser findet sie zahm, spielend und zärtlich und hold.
Einst erschien sie auch mir, ein bräunliches Mädchen, die Haare
Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab,
Kurze Locken ringelten sich ums zierliche Hälschen,
Ungeflochtenes Haar krauste vom Scheitel sich auf.
Und ich verkannte sie nicht, ergriff die Eilende: lieblich
Gab sie Umarmung und Kuß bald mir gelehrig zurück.
O wie war ich beglückt! — Doch stille, die Zeit ist vorüber,
Und umwunden bin ich, römische Flechten, von euch.

5.

Froh empfind ich mich nun auf klassischem Boden begeistert,
Vor- und Mitwelt spricht lauter und reizender mir.
Hier befolg ich den Rat, durchblättere die Werke der Alten
Mit geschäftiger Hand, täglich mit neuem Genuß.
Aber die Nächte hindurch hält Amor mich anders beschäftigt;
Werd ich auch halb nur gelehrt, bin ich doch doppelt beglückt.
Und belehr ich mich nicht, indem ich des lieblichen Busens
Formen spähe, die Hand leite die Hüften hinab?
Dann versteh ich den Marmor erst recht: ich denk und vergleiche,
Sehe mit fühlendem Aug, fühle mit sehender Hand.
Raubt die Liebste denn gleich mir einige Stunden des Tages,
Gibt sie Stunden der Nacht mir zur Entschädigung hin.
Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig gesprochen,
Überfällt sie der Schlaf, lieg ich und denke mir viel.
Oftmals hab ich auch schon in ihren Armen gedichtet
Und des Hexameters Maß leise mit fingernder Hand
Ihr auf den Rücken gezählt. Sie atmet in lieblichem Schlummer,
Und es durchglüheth ihr Hauch mir bis ins Tiefste die Brust.
Amor schüret die Lamp' indes und gedenket der Zeiten,
Da er den nämlichen Dienst seinen Triumvirn getan.

8.

Wenn du mir sagst, du habest als Kind, Geliebte, den Menschen
Nicht gefallen, und dich habe die Mutter verschmäht,
Bis du größer geworden und still dich entwickelt — ich glaub es:
Gerne denk ich mir dich als ein besonderes Kind.
Fehlet Bildung und Farbe doch auch der Blüte des Weinstocks,
Wenn die Beere, gereift, Menschen und Götter entzückt.

9.

Herbstlich leuchtet die Flamme vom ländlich geselligen Herde,
Knistert und glänzet, wie rasch! sausend vom Reisig empor.
Diesen Abend erfreut sie mich mehr: denn eh noch zur Kohle
Sich das Bündel verzehrt, unter die Asche sich neigt,
Kommt mein liebliches Mädchen. Dann flammen Reisig und Scheite,
Und die erwärmte Nacht wird uns ein glänzendes Fest.
Morgen frühe geschäftig verläßt sie das Lager der Liebe,
Weckt aus der Asche behend Flammen aufs neue hervor.
Denn vor andern verlieh der Schmeichlerin Amor die Gabe,
Freude zu wecken, die kaum still wie zu Asche versank.

13.

Amor bleibt ein Schalk, und wer ihm vertraut, ist betrogen!
Heuchelnd kam er zu mir: »Diesmal nur traue mir noch.
Redlich mein ichs mit dir: du hast dein Leben und Dichten,
Dankbar erkenn ich es wohl, meiner Verehrung geweiht.
Siehe, dir bin ich nun gar nach Rom gefolget! Ich möchte
Dir im fremden Gebiet gern was Gefälliges tun.
Jeder Reisende klagt, er finde schlechte Bewirtung;
Welchen Amor empfiehlt, köstlich bewirtet ist er.
Du betrachtetest mit Staunen die Trümmer alter Gebäude
Und durchwandelst mit Sinn diesen geheiligten Raum.
Du verehrest noch mehr die werten Reste des Bildens
Einzigster Künstler, die stets ich in der Werkstatt besucht.
Diese Gestalten, ich formte sie selbst! Verzeih mir, ich prahle
Diesmal nicht; du gestehst, was ich dir sage, sei wahr.
Nun du mir lässiger dienst, wo sind die schönen Gestalten,
Wo die Farben, der Glanz deiner Erfindungen hin?
Denkst du nun wieder zu bilden, Freund? Die Schule der Griechen
Blieb noch offen, das Tor schlossen die Jahre nicht zu.
Ich, der Lehrer, bin ewig jung und liebe die Jungen.
Altklug lieb ich dich nicht! Munter! Begreife mich wohl!
War das Antike doch neu, da jene Glücklichen lebten!
Lebe glücklich, und so lebe die Vorzeit in dir!
Stoff zum Liede, wo nimmst du ihn her? Ich muß ihn dir geben,
Und den höheren Stil lehret die Liebe dich nur.«
Also sprach der Sophist. Wer widerspricht ihm? und leider
Bin ich zu folgen gewöhnt, wenn der Gebieter befiehlt. —
Nun, verräterisch hält er sein Wort, gibt Stoff zu Gesängen,
Ach, und raubt mir die Zeit, Kraft und Besinnung zugleich;
Blick und Händedruck, und Küsse, gemütliche Worte,
Silben köstlichen Sinns wechselt ein liebendes Paar.
Da wird Lispeln Geschwätz, wird Stottern liebliche Rede:
Solch ein Hymnus verhallt ohne prosodisches Maß.
Dich, Aurora, wie kann ich dich sonst als Freundin der Musen!
Hat, Aurora, dich auch Amor, der lose, verführt?

Du erscheinst mir nun als seine Freundin und weckest
Mich an seinem Altar wieder zum festlichen Tag.
Find ich die Fülle der Locken an meinem Busen! das Köpfchen
Ruhet und drückt den Arm, der sich dem Halse bequemt.
Welch ein freudig Erwachen, erhieltet ihr, ruhige Stunden,
Mir das Denkmal der Lust, die in den Schlaf uns gewiegt! —
Sie bewegt sich im Schlummer und sinkt auf die Breite des Lagers,
Weggewendet; und doch läßt sie mir Hand noch in Hand.
Herzliche Liebe verbindet uns stets und treues Verlangen,
Und den Wechsel behielt nur die Begierde sich vor.
Einen Druck der Hand, ich sehe die himmlischen Augen
Wieder offen. — O nein! Laßt auf der Bildung mich ruhn!
Bleibt geschlossen! Ihr macht mich verwirrt und trunken, ihr raubet
Mir den stillen Genuß reiner Betrachtung zu früh.
Diese Formen, wie groß! Wie edel gewendet die Glieder!
Schließ Ariadne so schön: Theseus, du konntest entfliehn?
Diesen Lippen ein einziger Kuß! O Theseus, nun scheidet!
Blick ihr ins Auge! Sie wacht! — Ewig nun hält sie dich fest.

*Aus: J. W. Goethe: Gedichte. Mit Erläuterungen von Emil Staiger. 3 Bände. Zürich: Manesse 1949.
1. Bd., S. 199 ff.*

1796 erscheinen in Schillers *Musenalmanach* zwei Gedichte Goethes, die motivgleich das Meer und die Schifffahrt zum Thema haben, in der Stimmung aber durchaus gegensätzlich sind: „Meeresstille“ und „Glückliche Fahrt“. Alle Goethe-Ausgaben bringen die beiden Gedichte nacheinander auf einer Seite, da sie in Inhalt, Rhythmus und Klangsymbolik eng miteinander verbunden sind.

Vertonungen:

1814/14 vertonte Ludwig van Beethoven die beiden Gedichte in seiner Kantate op. 112.
Die Uraufführung geschah am 25. Dezember 1815 in Wien.

„Meeresstille und glückliche Fahrt op. 27“ ist eine Konzert-Ouvertüre von Felix Mendelssohn Bartholdy.
Mendelssohn dirigierte die erste öffentliche Aufführung am 1. Dezember 1832 in Berlin.

Meeresstille (1796)

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
reget keine Welle sich.

Glückliche Fahrt (1796)

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel ist helle,
Und Äolus löset
Das ängstliche Band.
Es säuseln die Winde,
Es rührt sich der Schiffer.
Geschwinde! Geschwinde!
Es teilt sich die Welle,
Es naht sich die Ferne;
Schon seh' ich das Land!

Äolus ist in der Antike der Gott der Winde.

„Das ängstliche Band“ meint das Band, das die Windschläuche des Äolus zuschliesst;
„ängstlich“ = angstbereitend.

Matthias Claudius, Pseudonym Asmus (1740 – 1815)

Der Pfarrerssohn Matthias Claudius ist, nach Studien an der Universität Jena ohne höheren Abschluss, vor allem als Journalist und als „Lyriker mit volksliedhafter, intensiv empfundener Verskunst“ bekannt geworden. Bis heute fehlt sein „Abendlied“ seit seiner Erstveröffentlichung 1779 im von Johann Heinrich Voss herausgegebenen „Musenalmanach“ in kaum einer Gedichtanthologie. Seine anfänglich verstreut in Zeitschriften und Musenalmanachen veröffentlichten Texte begann er ab 1775 im mehrbändigen Werk „Asmus omnia sua secum portans (oder Sämtliche Werke des Wandsbecker Bothen) zu publizieren.

Inhaltlich und formal als Vorlage für sein „Abendlied“ diente Claudius das geistliche Gedicht „Nun ruhen alle Wälder“ von Paul Gerhardt aus dem Jahr 1647, dessen erste Strophe lautet:

Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Stadt und Felder,
es schläft die ganze Welt;
ihr aber, meine Sinnen,
auf, auf, ihr sollt beginnen,
was eurem Schöpfer wohlgefällt.

Abendlied (1779)

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steigt
Der weisse Nebel wunderbar.

Gott, lass uns *dein* Heil schauen,
Auf nichts Vergänglichs trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Lass uns einfältig werden
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmerung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und, wenn du uns genommen,
Lass uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon uns, Gott! mit Strafen,
Und lass uns ruhig schlafen!
Und unsern kranken Nachbar auch!

Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder
Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinste
Und suchen viele Künste
Und kommen weiter von dem Ziel.

Friedrich Schiller (1759 – 1805)

Dom Karlos, Infant von Spanien. Ein dramatisches Gedicht (1787)

(andere Schreibweise: Don Carlos)

Es wird in diesem am spanischen Hof des 16. Jahrhunderts spielenden klassischen Drama viel gelogen, geschwiegen, intrigiert, gestohlen, geliebt und verraten. Kronprinz Carlos liebt heimlich Elisabeth von Valois, seine Stiefmutter. König Philipp hat Carlos' ehemalige Geliebte geheiratet und zur Königin gemacht. Des Kronprinzen Gemüt ist verdüstert. Auch ein Aufenthalt in der königlichen Sommerresidenz in Aranjuez hat Carlos nicht aufzuheitern vermocht. Domingo, der Beichtvater des Königs und spätere Gegenspieler des Kronprinzen, sucht nach dem Grund für den Kummer. Carlos verschweigt ihn.

Erster Akt.

Der königliche Garten in Aranjuez.

Erster Auftritt.

Carlos. Domingo.

Domingo. Die schönen Tage in Aranjuez
Sind nun zu Ende. Eure königliche Hoheit
Verlassen es nicht heiterer. Wir sind
Vergebens hier gewesen. Brechen Sie
Dies räthselhafte Schweigen. Oeffnen Sie
Ihr Herz dem Vaterherzen, Prinz. Zu theuer
Kann der Monarch die Ruhe seines Sohns –
Des einz'gen Sohns – zu theuer nie erkaufen.

(Carlos sieht zur Erde und schweigt.)

Wär' noch ein Wunsch zurücke, den der Himmel
Dem liebsten seiner Söhne weigerte?
Ich stand dabei, als in Toledos Mauern
Der stolze Carl die Huldigung empfing,
Als Fürsten sich zu seinem Handkuß drängten
Und jetzt in *einem* – *einem* Niederfall
Sechs Königreiche ihm zu Füßen lagen –
Ich stand und sah das junge stolze Blut
In seine Wangen steigen, seinen Busen
Von fürstlichen Entschlüssen wallen, sah
Sein trunknes Aug durch die Versammlung
fliegen,
In Wonne brechen – Prinz, und dieses Auge
Gestand: ich bin gesättigt. *(Carlos wendet sich weg.)*

Dieser stille

Und feierliche Kummer, Prinz, den wir
Acht Monde schon in Ihrem Blicke lesen,
Das Räthsel dieses ganzen Hofes, die Angst
Des Königreichs, hat Seiner Majestät
Schon manche sorgenvolle Nacht gekostet,
Schon manche Thräne Ihrer Mutter.

Carlos *(dreht sich rasch um)*. Mutter?

– O Himmel, gib, daß ich es dem vergesse,
Der sie zu meiner Mutter machte!

Domingo. Prinz?

Carlos *(besinnt sich und fährt mit der Hand über die Stirne)*.

Hochwür'd'ger Herr – ich habe sehr viel Unglück
Mit meinen Müttern. Meine erste Handlung,
Als ich das Licht der Welt erblickte, war
Ein Muttermord.

Domingo. Ist's möglich, gnäd'ger Prinz?
Kann dieser Vorwurf Ihr Gewissen drücken?

Carlos. Und meine neue Mutter – hat sie mir
Nicht meines Vaters Liebe schon gekostet?
Mein Vater hat mich kaum geliebt. Mein ganzes
Verdienst war noch, sein Einziger zu sein.
Sie gab ihm eine Tochter – O, wer weiß,
Was in der Zeiten Hintergrunde schlummert?

Domingo. Sie spotten meiner, Prinz. Ganz Spanien
Vergöttert seine Königin. Sie sollten
Nur mit des Hasses Auge sie betrachten?
Bei ihrem Anblick nur die Klugheit hören?
Wie, Prinz? Die schönste Frau auf dieser Welt
Und Königin – und ehemals Ihre Braut?
Unmöglich, Prinz! Unglaublich! Nimmermehr
Wo Alles liebt, kann Carl allein nicht lassen;
So seltsam widerspricht sich Carlos nicht.
Verwahren Sie sich, Prinz, daß sie es nie,
Wie sehr sie ihrem Sohn mißfällt, erfahre;
Die Nachricht würde schmerzen.

Carlos. Glauben Sie?

Domingo. Wenn Eure Hoheit sich des letzteren
Turniers zu Saragossa noch entsinnen,
Wo unsern Herrn ein Lanzensplitter streifte –
Die Königin mit ihren Damen saß
Auf des Palastes mittlerer Tribune
Und sah dem Kampfe zu. Auf einmal rief's:
»Der König blutet!« – Man rennt durch einander,
Ein dumpfes Murmeln dringt bis zu dem Ohr
Der Königin. »Der Prinz?« ruft sie und will –
Und will sich von dem obersten Geländer
Herunter werfen. – »Nein, der König selbst!«
Gibt man zur Antwort – »So laßt Aerzte holen!«
Erwiedert sie, indem sie Athem schöpfte.

(Nach einigem Stillschweigen.)

Sie stehen in Gedanken?

Carlos. Ich bewundere
Des Königs lust'gen Beichtiger, der so
Bewandert ist in witzigen Geschichten.

(Ernsthaft und finster.)

Doch hab' ich immer sagen hören, daß
Geberdenspäher und Geschichtenträger
Des Uebels mehr auf dieser Welt gethan,

Als Gift und Dolch in Mörders Hand nicht
konnten.

Die Mühe, Herr, war zu ersparen. Wenn
Sie Dank erwarten, gehen Sie zum König.

Domingo. Sie thun sehr wohl, mein Prinz, sich
vorzusehn
Mit Menschen – nur mit Unterscheidung. Stoßen
Sie mit dem Heuchler nicht den Freund zurück.
Ich mein' es gut mit Ihnen.

Carlos. Lassen Sie
Das meinen Vater ja nicht merken. Sonst
Sind Sie um Ihren Purpur.

Domingo *(stutzt)*. Wie?

Carlos. Nun ja.
Versprach er Ihnen nicht den ersten Purpur,
Den Spanien vergeben würde?

Domingo. Prinz,
Sie spotten meiner.

Carlos. Das verhüte Gott,
Daß ich des fürchterlichen Mannes spotte,
Der meinen Vater selig sprechen und
Verdammen kann!

Domingo. Ich will mich nicht
Vermessen, Prinz, in das ehrwürdige
Geheimniß Ihres Kummers einzudringen.
Nur bitt' ich Eure Hoheit, eingedenk
Zu sein, daß dem beängstigten Gewissen
Die Kirche eine Zuflucht aufgethan,
Wozu Monarchen keinen Schlüssel haben,
Wo selber Missethaten unterm Siegel
Des Sacramentes aufgehoben liegen –
Sie wissen, was ich meine, Prinz. Ich habe
Genug gesagt.

Carlos. Nein, das soll ferne von mir sein,
Daß ich den Siegfelührer so versuchte!

Domingo. Prinz, dieses Mißtraun – Sie
verkennen Ihren
Getreusten Diener.

Carlos (*faßt ihn bei der Hand*). Also geben Sie
Mich lieber auf. Sie sind ein heil'ger Mann,
Das weiß die Welt – doch, frei heraus – für mich
Sind Sie bereits zu überhäuft. Ihr Weg,
Hochwürd'ger Vater, ist der weiteste,
Bis Sie auf Peters Stuhle niedersitzen.
Viel Wissen möchte Sie beschweren. Melden
Sie das dem König, der Sie hergesandt.

Domingo. Mich hergesandt?

Carlos. So sagt' ich. O, zu gut
Zu gut weiß ich, daß ich an diesem Hof
Verrathen bin – ich weiß, daß hundert Augen
Gedungen sind, mich zu bewachen, weiß,

Daß König Philipp seinen einz'gen Sohn
An seiner Knechte schlechtesten verkaufte
Und jede von mir aufgefangne Sylbe
Dem Hinterbringer fürstlicher bezahlt,
Als er noch keine gute That bezahlte.
Ich weiß – O, still! Nichts mehr davon! Mein Herz
Will überströmen, und ich habe schon
Zu viel gesagt.

Domingo. Der König ist gesonnen,
Vor Abend in Madrid noch einzutreffen.
Bereits versammelt ist der Hof. Hab' ich
Die Gnade, Prinz –

Carlos. Schon gut. Ich werde folgen.

(Domingo geht ab. Nach einigem Stillschweigen.)

Beweinenswerther Philipp, wie dein Sohn
Beweinenswerth! – Schon seh' ich deine Seele
Vom gift'gen Schlangenbiß des Argwohns bluten;
Dein unglücksel'ger Vorwitz übereilt
Die fürchterlichste der Entdeckungen,
Und rasen wirst du, wenn du sie gemacht.

Joseph von Eichendorff (1788 – 1857)



Joseph Karl Benedikt Freiherr von Eichendorff (* 10. März 1788 auf Schloss Lubowitz bei Ratibor, Oberschlesien; † 26. November 1857 in Neisse, Oberschlesien) war ein bedeutender Lyriker und Schriftsteller der deutschen Romantik. Er zählt mit etwa 5000 Vertonungen zu den meistvertonten deutschsprachigen Lyrikern und ist auch als Prosadichter („Aus dem Leben eines Taugenichts“, Novelle) bis heute gegenwärtig.

Nachtwanderer (1815)

Er reitet nachts auf einem braunen Roß,
Er reitet vorüber an manchem Schloß:
Schlaf droben, mein Kind, bis der Tag erscheint,
Die finstre Nacht ist des Menschen Feind!

Er reitet vorüber an einem Teich,
Da stehet ein schönes Mädchen bleich
Und singt, ihr Hemdlein flattert im Wind:
Vorüber, vorüber, mir graut vor dem Kind!

Er reitet vorüber an einem Fluß,
Da ruft ihm der Wassermann seinen Gruß,
Taucht wieder unter dann mit Gesaus,
Und stille wird's über dem kühlen Haus.

Wenn Tag und Nacht in verworrenem Streit,
Schon Hähne krähen in Dörfern weit,
Da schauert sein Roß und wühlet hinab,
Scharret ihm schnaubend sein eigenes Grab.

Joseph von Eichendorff:

Meeresstille (1835)

Ich seh von des Schiffes Rande
Tief in die Flut hinein:
Gebirge und grüne Lande
Und Trümmer im falben Schein
Und zackige Türme im Grunde,
Wie ich's oft im Traum mir gedacht,
Das dämmert alles da unten
Als wie eine prächtige Nacht.

Seekönig auf seiner Warte
Sitzt in der Dämmrung tief,
Als ob er mit langem Barte
Über seiner Harfe schlief';
Da kommen und gehen die Schiffe
Darüber, er merkt es kaum,
Von seinem Korallenriffe
Grüßt er sie wie im Traum.

Das zerbrochene Ringlein (1837)

In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlenrad
Mein' Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnt hat.

Sie hat mir Treu versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei,
Sie hat die Treu' gebrochen,
Mein Ringlein sprang entzwei.

Ich möchte' als Spielmann reisen
Weit in die Welt hinaus,
Und singen meine Weisen,
Und geh'n von Haus zu Haus.

Johann Wolfgang Goethe:

Meeresstille (1796)

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffe
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite !
Todesstille fürchterlich !
In der ungeheuern Weite
reget keine Welle sich.

Ich möchte' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör' ich das Mühlrad gehen:
Ich weiss nicht, was ich will –
Ich möchte' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still!

Der stille Freier (1837)

Mond, der Hirt, lenkt seine Herde
Einsam übern Wald herauf,
Unten auf der stillen Erde
Wacht verschwiegne Liebe auf.

Fern vom Schlosse Glocken schlagen
Übern Wald her von der Höh
Bringt der Wind den Schall getragen,
Und erschrocken lauscht das Reh.

Nächtlich um dieselbe Stunde
Hallet Hufschlag, schnaubt ein Roß,
Macht ein Ritter seine Runde
Schweigend um der Liebsten Schloß.

Wenn die Morgensterne blinken,
Totenbleich der Hirte wird
Und sie müssen all' versinken:
Reiter, Herde und der Hirt.

Der alte Garten (1839)

Kaiserkron und Päonien rot,
Die müssen verzaubert sein,
Denn Vater und Mutter sind lange tot,
Was blühen sie hier so allein?

Der Springbrunnen plaudert noch immerfort
on der alten schönen Zeit,
Eine Frau sitzt eingeschlafen dort,
Ihre Locken bedecken ihr Kleid.

Sie hat eine Laute in der Hand,
Als ob sie im Schlafe spricht,
Mir ist, als hätt ich sie sonst gekannt –
Still, geh vorbei und weck sie nicht!

Und wenn es dunkelt das Tal entlang,
Streift sie die Saiten sacht,
Da gibt's einen wunderbaren Klang
Durch den Garten die ganze Nacht.

Der stille Grund (1837)

Der Mondenschein verwirret
Die Täler weit und breit,
Die Bächlein, wie verirret,
Gehn durch die Einsamkeit.

Da drüben sah ich stehen
Den Wald auf steiler Höh,
Die finstern Tannen sehen
In einen tiefen See.

Ein Kahn wohl sah ich ragen,
Doch niemand, der es lenkt,
Das Ruder war zerschlagen,
Das Schifflein halb versenkt.

Eine Nixe auf dem Steine
Flocht dort ihr goldnes Haar,
Sie meint' sie wär alleine,
Und sang so wunderbar.

Sie sang und sang, in den Bäumen
Und Quellen rauscht' es sacht
Und flüsterte wie in Träumen
Die mondbeglänzte Nacht.

Ich aber stand erschrocken,
Denn über Wald und Kluft
Klangen die Morgenglocken
Schon ferne durch die Luft.

Und hätt ich nicht vernommen
Den Klang zu guter Stund,
Wär nimmermehr gekommen
Aus diesem stillen Grund.

Wilhelm Müller (1794 – 1827)

Der Dichter Johann Ludwig Wilhelm Müller, geboren am 7. Oktober 1794 in Dessau und gestorben nach Keuchhusten am 1. Oktober 1827 an einem Herzinfarkt ebenda, ist heute am ehesten noch bekannt dank seiner beiden romantischen Liederzyklen „Die schöne Müllerin“ (1821) und „Die Winterreise“ (1824), die Franz Schubert (1797-1828) 1824 und 1827 kongenial vertont hat. Müller, Sohn eines armen Schneiders, begann 1812 in Berlin ein Philologiestudium; er nahm ab Februar 1813 als Freiwilliger im preussischen Heer an den Befreiungskriegen gegen Napoleon statt und wurde 1814 zum Leutnant ernannt. Ab 1816 verkehrte er in Berlin in den Kreisen romantischer Dichter. Unglücklich verliebt in die Dichterin Luise Hensel zog er 1817/18 auf einer Bildungsreise durch Italien. Später war er Gymnasiallehrer und Bibliothekar in seiner Heimatstadt Dessau, heiratete und hatte zwei Kinder. Seine deutschen Volkslieder haben durchaus auch gesellschaftskritischen Gehalt. Weil er sich für den Unabhängigkeitskampf der Griechen gegen die türkische Besatzung einsetzte, nannte man ihn auch den Griechen-Müller.

Zwei der bekanntesten Lieder aus dem Zyklus „Die Winterreise“ klingen aus der Stille eines einsamen unglücklich Liebenden herauf:

Gute Nacht

Fremd bin ich eingezogen,
Fremd zieh ich wieder aus.
Der Mai war mir gewogen
Mit manchem Blumenstrauss.
Das Mädchen sprach von Liebe,
Die Mutter gar von Eh' –
Nun ist die Welt so trübe,
Der Weg gehüllt in Schnee.

Ich kann zu meiner Reisen
Nicht wählen mit der Zeit:
Muss selbst den Weg mir weisen
In dieser Dunkelheit.
Es zieht ein Mondenschatten
Als mein Gefährte mit,
Und auf den weissen Matten
Such ich des Wildes Tritt.

Was soll ich länger weilen,
Dass man mich trieb' hinaus?
Lass irre Hunde heulen
Vor ihres Herren Haus!
Die Liebe liebt das Wandern,
Gott hat sie so gemacht –
Von einem zu dem andern –
Fein Liebchen, gute Nacht!

Will dich im Traum nicht stören,
Wär' schad' um deine Ruh',
Sollst meinen Tritt nicht hören –
Sacht, sacht die Türe zu!
Ich schreibe nur im Gehen
An's Tor dir gute Nacht,
Damit du mögest sehen,
Ich hab' an dich gedacht.

Der Lindenbaum

Am Brunnen vor dem Thore,
Da steht ein Lindenbaum:
Ich träum' in seinem Schatten
So manchen süssen Traum.

Ich schnitt in seine Rinde
So manches liebe Wort;
Es zog in Freud' und Leide
Zu ihm mich immer fort.

Ich musst' auch heute wandern
Vorbei in tiefer Nacht,
Da hab' ich noch im Dunkel
Die Augen zugemacht.

Und seine Zweige rauschten,
Als riefen sie mir zu:
Komm her zu mir, Geselle,
Hier findest du deine Ruh'!

Die kalten Winde bliesen
Mir grad' in's Angesicht,
Der Hut flog mir vom Kopfe,
Ich wendete mich nicht.

Nun bin ich manche Stunde
Entfernt von jenem Ort,
Und immer hör' ich's rauschen:
Du fändest Ruhe dort!

Eduard Mörike (1804 – 1875)

Eduard Friedrich Mörike war ein deutscher Dichter der „Schwäbischen Schule“, Übersetzer und Erzähler. Er war auch evangelischer Pfarrer, hatte aber wenig Freude an seinem Brotberuf und liess sich früh pensionieren.



Mörike ist vor allem als genialer Lyriker und als Verfasser der charmanten Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“ aus dem Jahr 1855 in Erinnerung geblieben.

28

Um Mitternacht (1828)

Gelassen stieg die Nacht ans Land,
Lehnt träumend an der Berge Wand,
Ihr Auge sieht die goldne Waage nun
Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn;
Und kecker rauschen die Quellen hervor,
Sie singen der Mutter, der Nacht, ins Ohr
Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage.

Das uralt alte Schlummerlied,
Sie achtet's nicht, sie ist es müd;
Ihr klingt des Himmels Bläue süßer noch,
Der flüchtgen Stunden gleichgeschwungnes Joch.
Doch immer behalten die Quellen das Wort,
Es singen die Wasser im Schlafe noch fort
Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage.

Das Gedicht stand am Schluss von Mörikes Gedichtsammlung von 1838 und stellte so mit dem Eröffnungsgedicht „An einem Wintermorgen, vor Sonnenaufgang“ die Gedichte in den Rahmen eines Tagesablaufs.

An einem Wintermorgen, vor Sonnenaufgang (1825)

O flamenleichte Zeit der dunkeln Frühe!
Welch neue Welt bewegest du in mir?
Was ists, dass ich auf einmal nun in dir
Von sanfter Wollust meines Daseins glühe?

Einem Kristall gleicht meine Seele nun,
Den noch kein falscher Strahl des Lichts getroffen;
Zu fluten scheint mein Geist, er scheint zu ruhn,
Dem Eindruck naher Wunderkräfte offen,
Die aus dem klaren Gürtel blauer Luft
Zuletzt ein Zauberwort vor meine Sinne ruft.

Bei hellen Augen glaub ich doch zu schwanken;
Ich schliesse sie, dass nicht der Traum entweiche.
Seh ich hinab in lichte Feenreiche?
Wer hat den bunten Schwarm von Bildern und Gedanken
Zur Pforte meines Herzens hergeladen,
Die glänzend sich in diesem Busen baden,
Goldfarbgen Fischlein gleich im Gartenteiche?

Ich höre bald der Hirtenflöten Klänge,
Wie um die Krippe jener Wundernacht,
Bald weinbekränzter Jugend Lustgesänge;
Wer hat das friedenselige Gedränge
In meine traurigen Wände hergebracht?

Und welch Gefühl entzückter Stärke,
Indem mein Sinn sich frisch zur Ferne lenkt!
Vom ersten Mark des heutgen Tags getränkt,
Fühl ich mir Mut zu jedem frommen Werke.

Die Seele fliegt, soweit der Himmel reicht,
Der Genius jauchzt in mir! Doch sage,
Warum wird jetzt der Blick von Wehmut feucht?
Ists ein verloren Glück, was mich erweicht?
Ist es ein werdendes, was ich im Herzen trage?
- Hinweg, mein Geist! hier gilt kein Stillestehn:
Es ist ein Augenblick, und alles wird verwehn!

Dort, sieh! am Horizont lüpfte sich der Vorhang schon!
Es träumt der Tag, nun sei die Nacht entflohn;
Die Purpurlippe, die geschlossen lag,
Haucht, halbgeöffnet, süsse Atemzüge:
Auf einmal blitzt das Aug, und, wie ein Gott, der Tag
Beginnt im Sprung die königlichen Flügel!

Beide Gedichte nach: Eduard Mörike, Sämtliche Werke. München: Hanser, 2. Auflage 1958.

Jeremias Gotthelf (1797 – 1854)



Jeremias Gotthelf um 1844

Albert Bitzios – der sich nach dem Protagonisten seines ersten Romans „Der Bauernspiegel“ als Schriftsteller Jeremias Gotthelf nannte – wurde 1797 als Sohn des reformierten Pfarrers Sigmund Bitzios (1757-1824) und seiner dritten Frau Elisabeth Bitzios-Kohler (1767-1836) in Murten geboren. Ab 1805 wuchs er in Utzenstorf auf, wohin sein Vater versetzt worden war, und lernte dort die Bauernwelt des Emmentals kennen, die in seiner späteren schriftstellerischen Arbeit eine so bedeutende Rolle spielen sollte. Er studierte 1817 bis 1820 in Bern Theologie und setzte nach einem Vikariat bei seinem Vater in Utzenstorf sein Studium 1821 für ein Jahr in Göttingen fort. 1824, nach dem Tod seines Vaters, wurde er Vikar in Herzogenbuch-see, dann Pfarrgehilfe an der Heiliggeistkirche in Bern und 1831 Vikar in Lützelflüh, wo er 1832 zum Pfarrer gewählt wurde.

Ende der 1820-er Jahre begann er mit spitzer Feder und meist anonym aus liberalkonservativer Sicht journalistisch zu arbeiten, 1836 erschien „Der Bauernspiegel“, sein erster Roman. Seither publizierte er – mit wachsendem Erfolg besonders in Deutschland – in rascher Folge sprachgewaltige und oft derb realistische Erzählungen und Romane, darunter die Romane „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ (1838/39), „Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht“ (1843/44), „Geld und Geist“ (1843/44), „Uli der Knecht“ (1841), „Uli der Pächter“ (1849) und die Novellen „Die schwarze Spinne“ (1842), „Elsi, die seltsame Magd“ (1843) und „Das Erdbeeri-Mareili“ (1850).

Am 22. Oktober 1854 starb Gotthelf an einer Lungenembolie.

Uli der Pächter. Roman (1849)

Uli, der sich zum Meisterknecht emporgearbeitet und Vreneli geheiratet hat, pachtet von Joggeli den Hof „Glungge“. Als junger Pächter fühlt er sich ständig von Geldsorgen geplagt, wird misstrauisch und von angeblichen Freunden über den Tisch gezogen. Als er einem armen Bauern in unredlicher Weise eine Kuh andreht, kommt es zum Prozess. Er gewinnt ihn zwar vor einem windigen Gericht, fühlt sich aber im tiefsten Herzen schuldig. Und Gott straft ihn sofort. Ein Gewitter verhagelt Uli die Ernte, er ist ruiniert und erkrankt schwer an einem „Nervenfieber“. Vreneli wacht nächtelang am Bett des Todkranken.

Das sind schwere, bedeutsame Stunden, welche ein Weib am Bette ihres Gatten, der zwischen Leben und Tod in der Schwebeliege liegt, durchwacht. Das Geräusch des Tages ist verstummt, das Ab- und Zugehen hat aufgehört, das Schaffen und Befehlen hat ein Ende; das wachende Weib ist ungestört und alleine beim kranken Manne, über ihnen ist Gott, wohl ihnen, wenn er auch zwischen ihnen ist. Ist der Mann seiner Lage sich bewußt, so werden es Stunden der Heiligung, sie gleichen den Stunden in den Tagen der ersten Liebe; was das Herz bewegt, geht über die Zunge, man freut sich in weicher Rührung der schönen vergangenen Tage, dankt sich für Liebe und Treue, Geduld und Sanftmut, bespricht die gegenwärtige Lage, und wenn das Weib jammert um die Zukunft, das Schicksal der Witwen und Waisen, die Not einer Mutter mit Kindern ohne Vater, so tröstet der Mann, gibt weise Räte und stärkt des Weibes Gemüte, indem er sie dem Allmächtigen empfiehlt, dem Vater der Witwen und Waisen. Wenn sie betet um sein Leben und daß dieser Kelch an ihr vorübergehen möchte, so sagt er Amen dazu, «doch nicht unser, sondern dein Wille geschehe.» Das sind heilige Nächte, wie auf Engelsflügeln schweben sie vorüber.

Aber anders ist's, wenn im Irrsinn der Mann liegt, das Weib alleine ist, seine Gedanken ihm niemand abnimmt als Gott. Auch vor sein Auge stellt sich sein ganzes Leben, das vergangene, das gegenwärtige, das zukünftige, und klarer jede Nacht; immer mehr schwinden die Schatten, es wird ein großes lebendiges Lebensbild. Süße Wehmut, schöne Träume, bitteres Weinen, geduldiges Ergeben, mutvolles Erheben wechseln in des einsamen Weibes Seele. Die Bilder, welche erst regellos durcheinanderfluteten, gestalten sich in immer festeren Zügen und bestimmter Ordnung, immer klarer bildet sich aus der Gegenwart die Zukunft. Auch dieses Weib fleht: «Ist's möglich, so gehe der Kelch an mir vorüber, doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe!» Aber weil des Herrn Wille ihm nicht offenbar ist, bildet sich vor seinem innern Auge die Zukunft in doppelter Weise. Es sieht sich Hand in Hand mit dem Manne durchs Leben gehen, es trägt in den nächsten Tagen ihn zum Grabe, steht alleine mit den Waisen, muß alleine sie führen ins Leben, sie stärken zum Leben. Wie dunkle, schwere Gewitterwolken wälzen sich diese Bilder anfänglich an seinem Auge vorüber; aber allmählich klären sie sich ab, gestalten bestimmter sich, gleichförmiger, nur aber schöner jede Nacht, gestalten zu bestimmten Entschlüssen sich, zu einem Leben, den Gedanken eines Malers ähnlich, in denen er ein Bild feststellt, in großen Umrissen zuerst und allmählich von Gestalt zu Gestalt bis zur Ausprägung der einzelnen Züge, an dessen Ausführung er Jahre, ja sein Leben setzt.

Man hat oft bewundert, mit welcher klaren Umsicht und großen Energie Witwen die Zügel großer Haushaltungen faßten und führten, wie ernst und fest sie ihre Kinder erzogen, wie mächtig sie dem Schmerze geboten, der doch sichtlich ihren Körper schüttelte. Wer dabeigewesen wäre in jenen stillen, langen Nächten, gesehen hätte, wie sie mit ihrem Schmerze, wir möchten fast sagen, mit Gott gerungen hätten, bis sie zu der Kraft und Klarheit gekommen, welche sie üben bis zum Grabe, durch welche sie hineinglänzen in das Andenken der Ihren wie Sterne in die Nacht, der würde sich nicht wundern, woher ihnen das Wesen gekommen, welches niemand in ihnen ahnte, welches so segensvoll wirkte. Doch auch in einer andern Richtung bildet die Seele, schafft eigentliche Lebensbilder: sie denkt in Wehmut, wenn Gott den Geliebten ihr wieder schenke, wie sie Beide ein neues Leben führen wollten in mildem Frieden, treuer Liebe, wie alle Schatten fort müßten aus dem Leben, alles Trübe, alles Zagen, alles Kümmern um Kleines, wie sie schaffen wollten in aller Freudigkeit ihr Tagewerk, absonderlich aber trachten nach dem Einen, das not tut. Heitere Bilder folgen einander in längerer Reihe, glänzen immer heller, je mehr die Krankheit weicht, das Leben aus der Krankheit wieder emporblüht, werden trüber und trüber, wenn die Krankheit steigt; wenn der Tod kömmt, erlassen sie, werden begraben im Gemüte, der wahren Familiengruft, in welcher die geliebten Toten geistig weilen bis zum Wiedersehen.

Manche solche stille, lange Nacht wachte Vreneli an Ulis Bette, war versunken in tiefe Gedanken oder horchte mit blutendem Herzen auf die Irreden des Mannes. Mehr als eine Woche kam es nicht aus den Kleidern, wollte trotz des Doktors Befehl niemanden anders wachen lassen, aus Liebe, aus Bangen, was die Leute denken und sagen würden, wenn sie Ulis Reden hörten. Von Irreden haben die Menschen keinen Begriff, kennen zumeist nur einen Grund derselben, das böse Gewissen, das

Aufwachen der Angst über geheime Verbrechen. Was hätten sie gedacht und gesagt von Uli, der immer mit dem Teufel zu tun hatte, am Ort der Qual sich glaubte!

Eines Abends wars, als ob der Arzt nicht fort könnte vom Bette, er nahm eine Prise nach der andern, endlich kehrte er sich um, stäubte den Schnupftabak von den Kleidern und sagte: «Fraueli, wenn es was geben sollte in der Nacht, so laß mich rufen.» «Mein Gott, Doktor, was meint Ihr? Stirbt er mir, stirbt er?» wimmerte Vreneli. «Kann es dir nicht sagen,» antwortete der Arzt, «aber endlich muß es einen Weg gehen, den oder diesen, so kann es nicht bleiben, die Zeit ist um, wo es sich entscheiden soll; vielleicht, daß es diese Nacht geschieht, und schaden tut es nichts, wenn der Arzt nicht weit ist, manchmal kann man helfen, manchmal nicht, manchmal kann man Diener der Natur sein, manchmal muß man es nehmen, wie Gott es will.»

„Guten Tag, Fraueli, guten Tag, geschlafen ein wenig? Es ist kein Wunder! Wie gehts? Mit Schein nicht böse?“ Diese leisen, freundlichen Worte weckten Vreneli, welches vom Schlafe überwältigt worden war. Hochauf fuhr es vom Stuhle, es war helle im Stübchen; der Arzt, den die Teilnahme ungerufen hergetrieben, stand am Bette und prüfte den Kranken. «Mein Gott, mein Gott!» rief Vreneli. Da legte der Arzt den Finger auf den Mund, winkte Vreneli vom Bette weg durch die Türe in die andere Stube und sagte leise: «Fraueli, er kömmt dir auf, die Sache ist gut, jetzt schläft er ruhig, schwitzt recht, jetzt nur nicht geredet.» Vreneli wollte laut auffahren, bachweise strömten ihm die Tränen über die Backen nieder. «Bsch, bsch,» machte der Arzt, «geh und mache mir ein Kaffee. Nehme sonst nichts bei den Patienten, sie meinten gleich, man wolle den Lohn doppelt. Aber ich möchte ihn erwachen sehen und hatte noch nichts diesen Morgen. Z'pressieren hast nicht, es wird noch eine Weile gehen; will unterdessen in den Stall, sehen, wie du haushast, und deine Knechte rühmen oder schelten, je nachdem sie es verdienen. Ein fremd Wort wirkt manchmal, zuweilen nehmen sie es einem übel, aber was frage ich den Hudelbuben nach!» Vreneli mußte wieder ins Stübchen, bevor es des Arztes Befehl nachkam. Was es dort machte, weiß Gott.

Gottfried Keller (1819 – 1890)

Gottfried Keller, am 19. Juli 1819 in Zürich als Sohn eines Drechslermeisters geboren, verlor schon 1824 seinen Vater. Er wuchs zusammen mit seiner Schwester Regula in beengten Verhältnissen auf. 1834 wurde er aus disziplinarischen Gründen aus der Zürcher „Industrieschule“ ausgewiesen. Nun versuchte er, in Zürich und 1840-42 in München, Maler zu werden, erfolglos. 1843 begann er zu dichten, die Malerei rückte in den Hintergrund. Politisch wach und aufmüpfig, wie er war, beteiligte er sich 1844 am ersten und 1845 am zweiten Freischarenzug. 1848 reiste er mit einem Stipendium der Zürcher Regierung zum Studium nach Heidelberg, lebte 1850 bis 1855 in Berlin, wo er in literarischen Kreisen verkehrte, Dramatiker werden wollte, aber zum Lyriker und Erzähler wurde. 1861 wurde er zum Staatsschreiber des Kantons Zürich gewählt und bezog Wohnung in der Staatskanzlei. 1875 legte er, inzwischen ein anerkannter Autor, sein Amt nieder, um sich ganz der Schriftstellerei widmen zu können. Zwei Jahre nach seiner Schwester Regula starb Keller, als Dichter hochangesehen, am 15. Juli 1890 in Zürich.



Gottfried Keller, Pastell von Ludmilla Assing. Von Kellers Hand darunter: „Zeit bringt Rosen, den 2. Mai 1854“

Seine wichtigsten Werke: „Gedichte“ (1846), „Neuere Gedichte“ (1851), „Der grüne Heinrich“ (1854-55 Erstfassung des Romans), „Die Leute von Seldwyla“ (1856 Teil I des Novellenzyklus mit den Erzählungen „Pankraz, der Schmoller“, „Romeo und Julia auf dem Dorfe“, „Frau Regel Amrain und ihr Jüngster“, „Die drei gerechten Kammacher“ und „Spiegel, das Kätzchen. Ein Märchen“), dann „Sieben Legenden“ (Novellenzyklus 1872), „Die Leute von Seldwyla“ (1873/74 Teil I des Zyklus unverändert, Teil II mit den Erzählungen „Kleider machen Leute“, „Der Schmied seines Glückes“, „Die missbrauchten Liebesbriefe“, „Dietegen“, „Das verlorene Lachen“), „Zürcher Novellen“ (1877, darin „Das Fähnlein der sieben Aufrechten“), „Der grüne Heinrich“ (1879/80 endgültige Fassung des Romans), „Das Sinngedicht“ (1881 Novellenzyklus), schliesslich „Martin Salander“ (Roman 1886).

Winternacht

Nicht ein Flügelschlag ging durch die Welt,
Still und blendend lag der weiße Schnee.
Nicht ein Wölklein hing am Sternenzelt,
Keine Welle schlug im starren See.

Aus der Tiefe stieg der Seebaum auf,
Bis sein Wipfel in dem Eis gefror;
An den Ästen klomm die Nix herauf,
Schaute durch das grüne Eis empor.

Auf dem dünnen Glase stand ich da,
Das die schwarze Tiefe von mir schied;
Dicht ich unter meinen Füßen sah
Ihre weiße Schönheit Glied um Glied.

Mit ersticktem Jammer tastet' sie
An der harten Decke her und hin -
Ich vergess das dunkle Antlitz nie,
Immer, immer liegt es mir im Sinn!

Erste Fassung, entstanden ca. 1846/47. Die endgültige Fassung des Gedichts, in den „Gesammelten Gedichten / Buch der Natur“ 1883 erschienen, unterscheidet sich nur minim von der ersten Fassung. Ob Keller eine Seegröni selber erlebt hat, ist nicht bekannt. Zu seinen Lebzeiten ist der Zürichsee nie wirklich zugefroren, wohl aber der eine oder andere der kleineren Seen im Kanton.

34 *Nicht inhaltlich, wohl aber formal lässt sich „Winternacht“ mit Kellers 1879 entstandenen berühmten „Abendlied“ vergleichen:*

Abendlied (1879)

Augen, meine lieben Fensterlein,
Gebt mir schon so lange holden Schein,
Lasset freundlich Bild um Bild herein:
Einmal werdet ihr verdunkelt sein!

Fallen einst die müden Lider zu,
Löscht ihr aus, dann hat die Seele Ruh;
Tastend streift sie ab die Wanderschuh,
Legt sich auch in ihre finstre Truh.

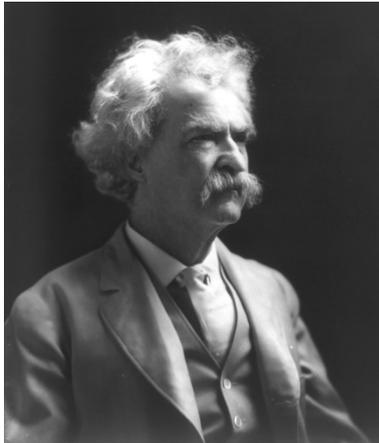
Noch zwei Fünklein sieht sie glimmend stehn,
Wie zwei Sternlein innerlich zu sehn,
Bis sie schwanken und dann auch vergehn,
Wie von eines Falters Flügelwehn.

Doch noch wandl ich auf dem Abendfeld,
Nur dem sinkenden Gestirn gesellt;
Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluss der Welt!

Aus Kellers „Gesammelten Gedichten / Buch der Natur“ (1883).

Mark Twain (1835 – 1910)

*Der amerikanische Journalist, Schriftsteller und Verleger Samuel Langhorne Clemens, besser bekannt unter seinem Pseudonym Mark Twain, wurde 1835 in Florida, Missouri, geboren. Er verbrachte den grössten Teil seines Lebens an der Ostküste der Vereinigten Staaten und in Europa. Trotzdem gilt er als **der** Chronist des amerikanischen Südens und Westens. In aller Welt bekannt geblieben ist er wegen seiner Romane über die Abenteuer von Tom Sawyer und Huckleberry Finn. Nach einem wechsellvollen Leben starb Mark Twain 1910 als gefeierter Autor.*



1876 war der Roman „Die Abenteuer des Tom Sawyer“ erschienen; aber erst 1884, mit dem meisterhaften Anschlussband „Die Abenteuer des Huckleberry Finn“, erlangte der Doppelroman den Ruhm, der bis heute anhält.

Die Abenteuer Tom Sawyers (1876)

Zweites Kapitel

Samstag morgen war gekommen, und es war ein heller, frischer Sommermorgen und sprühend von Leben. Jedes Herz war voll Gesang, und wessen Herz jung war, der hatte ein Lied auf den Lippen. Freude glänzte auf allen Gesichtern, und die Lust, zu springen, zuckte in aller Füßen. Die Akazien blühten, und ihr süßer Duft erfüllte die Luft.

Cardiff Hill, in der Nähe des Hauses und dasselbe überragend, war von Grün bedeckt und war gerade entfernt genug, um wie das gelobte Land, träumerisch, ruhevoll und unberührt zu erscheinen.

Tom erschien auf der Bildfläche mit einem Eimer voll Farbe und einem großen Pinsel. Er überblickte die Umzäunung — und aller Glanz schwand aus der Natur, und tiefe Schwermut bemächtigte sich seines Geistes. Dreißig Yards lang und neun Fuß hoch war der unglückliche Zaun! Das Leben erschien ihm traurig. Er empfand sein kleines Dasein als Last. Seufzend tauchte er den Pinsel in den Topf und strich einmal über die oberste Planke, wiederholte die Operation, und nochmals, und verglich das kleine gestrichene Stückchen mit der unendlichen noch zu erledigenden Strecke — und hockte sich entmutigt auf einen Baumstumpf. Jim kam mit einem Zinneimer aus der Tür, „Buffalo Gals“ singend. Wasser von der Pumpe zu holen, war Tom bisher immer als eine der unwürdigsten Verrichtungen erschienen, jetzt schien es ihm anders. Er sagte sich, daß er dort Gesellschaft finden werde; Weiße, Mulatten und Neger, Knaben und Mädchen traf man immer dort, die, bis an sie die Reihe, zu pumpen kam, herumlungerten, irgend ein Spiel trieben, sich zankten, prügeln und Wetten anstellten. Und dann überlegte er, daß die Pumpe zwar nur einhundertundfünfzig Yards entfernt sei, Jim trotzdem aber nie unter einer Stunde brauchte, um einen Eimer Wasser zu holen, und dann auch noch gewöhnlich geholt werden mußte. Er sagte also: „Du, Jim, ich will Wasser holen, wenn du inzwischen anstreichen willst.“

Jim schüttelte den Kopf und antwortete: „Es geht nicht, Master Tom. Alte Dame sagen mir zu gehen und holen Wasser und nix aufhalten mit irgendwem. Sie sagen, sie wissen, daß Master Tom werden versuchen zu gewinnen mich zu streichen, und so sie sagen, Jim zu gehen nach sein eigenes Geschäft und nix zu streichen.“

„Ach was, Jim, laß sie nur reden! So macht sie's immer. Gib mir nur den Eimer — du sollst sehen, ich bin gleich wieder da! Sie braucht's ja nicht zu wissen.“

„Nein, Master Tom, ich nix tun! Alte Dame wollen ihm Kopf abreißen, wenn er tut so. Sicher, Master Tom!“

„Sie? Sie kann ja gar nicht schlagen — sie fährt einem mit dem Fingerhut über den Kopf, und wer macht sich daraus was? Ihre Worte sind gefährlich, hm, — ja, aber sagen, ist doch nicht tun, wenn sie nur nicht so viel dabei weinen wollte. — Du, Jim, ich geb dir auch 'ne Murmel! Oder 'ne Glaskugel!“

Jim begann zu schwanken.

„Eine weiße Glaskugel, Jim — und horch mal, was für 'nen schönen Klang hat sie!“

„Ach, sein das schöne, wunderschöne Glaskugel! Aber Master Tom, ich haben so furchtbar Angst vor alte Dame!“

Aber Jim war auch nur ein Mensch — diese Verführungskünste waren zu stark für ihn. Er setzte seinen Eimer hin und griff nach der Kugel. Im nächsten Augenblick sauste er die Straße hinunter mit seinem Eimer und einem Schreckensschrei, — Tom arbeitete mit Vehemenz, und Polly, einen Pantoffel in der Hand und Triumph im Auge, kehrte vom Felde zurück.

Aber Toms Energie hielt nicht lange an. Er begann, an all die Streiche zu denken, die er für heute geplant hatte, und sein Kummer wurde immer größer. Bald würden seine Spielgefährten, frei und sorglos, vorbeikommen, um auf alle möglichen Expeditionen auszugehen und die würden ihre Witze reißen über ihn, der dastand und arbeiten mußte — der bloße Gedanke daran brannte wie Feuer. Er kramte seine weltlichen Schätze aus und hielt Heerschau: allerhand selbsterfundenes Spielzeug, Murmel und Plunder — genug, um sich einen Arbeitstausch zu erkaufen, aber nicht genug, um dadurch auch nur für eine halbe Stunde die Freiheit zu bekommen. So steckte er seine armselige Habe wieder in die Tasche und gab den Gedanken auf, einen Bestechungsversuch bei den Jungen zu machen. Mitten in diese trüben und hoffnungslosen Betrachtungen kam plötzlich ein Einfall über ihn. Durchaus kein großer, glänzender Einfall. Er nahm seinen Pinsel wieder auf und setzte ruhig die Arbeit fort. Ben Rogers erschien in Sicht, der Junge aller Jungen, der sich über alle lustig machen durfte. Bens Gang war springend, tanzend, hüpfend — Beweis genug, daß sein Herz leicht und seine Gedanken und Pläne großartig waren. Er knupperte an einem Apfel und ließ ein langes, melodisches ho! ho! hören, gefolgt von einem gegrunzten: ding, dong, ding! ding, dong, dong! — denn er war in diesem Augenblick ein Dampfboot. Als er näher kam, mäßigte er seine Geschwindigkeit, nahm die Mitte der Straße, bog nach Steuerbord über und legte elegant und mit vielem Geschrei und Umstand bei, denn er vertrat hier die Stelle des „Big Missouri“ und hatte neun Fuß Tiefgang. Er war Dampfboot, Kapitän, Bemannung zugleich und sah sich selbst auf der Kommandobrücke stehend, Befehle gebend und ihre Ausführung überwachend.

„Stopp!! Ling — a, ling, ling!!“ Die Haupttroute war zu Ende, und er wandte sich langsam einem Nebenarme des Flusses zu. „Stopp! Zurück!! Ling — a, ling, ling!“ Seine Arme sanken ermüdet herunter. „Steuerbord wenden! Ling — a, ling, ling! Tschs Schuh! Tschuh! Tschuuuhhh!!!“ Sein Arm beschrieb jetzt große Kreise, denn er stellte ein Rad von 40 Fuß Durchmesser dar. „Backbord zurück! Ling — a, ling, ling! Tschs Schuh! Tschuh! Tschuuuhhh!!!“ Wieder beschrieb der Arm — diesmal der linke — gewaltige Kreise. „Steuerbord stopp!! Ling — a, ling, ling! Backbord stopp! Halt! Langsam überholen! Ling — a, ling, ling! Tschs Schuh! Tschuh! Tschuuuhhh!! Heraus mit dem Tau dort! Lustig, hoho! Heraus damit! He — wird's bald?! Ein Tau dort um den Pfeiler — so nun los, Jungens — los!! Maschine stopp!! Ling — a, ling, ling!!“

„Tschschuh! Schscht! Schscht!!“ (Läßt den Dampf ausströmen.)

Tom war ganz vertieft in seine Anstreicherei, er merkte nichts von der Ankunft des Dampfbootes! Ben blieb einen Moment stehen, dann sagte er: „Ho, ho, Strafarbeit, Tom, he?“

Keine Antwort. Tom überschaute seine Arbeit mit dem Auge eines Künstlers. Dann machte er mit dem Pinsel noch einen eleganten Strich und übte wieder Kritik. Ben rannte zu ihm hin, Tom wässerte der Mund nach dem Apfel, aber er stellte sich ganz vertieft in seine Arbeit. Ben sagte: „Hallo, alter Bursche, Strafarbeit, was?“

„Ach, bist du's, Ben. Ich hatte dich nicht bemerkt.“

„Weißt, ich geh' grad zum Schwimmen. Würdest du gern mitgehen können? Aber, natürlich, bleibst du lieber bei deiner Arbeit, nicht?“

Tom schaute den Burschen erstaunt an und sagte: „Was nennst du Arbeit?“

„Na, ist das denn keine Arbeit?“

Tom betrachtete seine Malerei und sagte nachlässig: „Na, vielleicht ist das Arbeit, oder es ist keine Arbeit, jedenfalls macht es Tom Sawyer Spaß.“

„Na, na, du willst doch nicht wirklich sagen, daß dir das da Spaß macht!?“

Der Pinsel strich und strich.

„Spaß? Warum soll's denn kein Spaß sein? Kannst du vielleicht jeden Tag einen Zaun anstreichen?“

Ben erschien die Sache plötzlich in anderem Lichte. Er hörte auf, an seinem Apfel zu knupfern. Tom fuhr mit seinem Pinsel bedächtig hin und her, hin und her, hielt an, um sich von der Wirkung zu überzeugen, half hier und da ein bißchen nach, prüfte wieder, während Ben immer aufmerksamer wurde, immer interessierter. Plötzlich sagte er: „Du, Tom, laß mich ein bißchen streichen!“

Tom überlegte, war nahe daran, einzuwilligen, aber er besann sich: „Ne, ne. Ich würde es herzlich gern tun, Ben. Aber — Tante Polly gibt so viel gerade auf diesen Zaun, gerade an der Straße — weißt du. Aber wenn es der schwarze Zaun wäre, wär's mir recht und ihr wär's auch recht. Ja, sie gibt schrecklich viel auf diesen Zaun, deshalb muß ich das da sehr sorgfältig machen! Ich glaube von tausend, was — zweitausend Jungen ist vielleicht nicht einer, der's ihr recht machen kann, wie sie's haben will.“

„Na — wirklich? — Du — gib her, nur mal versuchen, nur ein klein — bißchen versuchen. Ich würde dich lassen, wenn's meine Arbeit wäre, Tom.“

„Ben, ich würd's wahr — haf — tig gern tun; aber Tante Polly — weißt du, Jim wollt's auch schon tun, aber sie ließ ihn nicht. Sid wollte es tun, aber sie ließ es ihn auch nicht tun! Na, siehst du wohl, daß es nicht geht? Wenn du den Zaun anstrichst und es passierte was, Ben —“

„O, Unsinn! Ich will's so vorsichtig machen! Nur mal versuchen! Wenn ich dir den Rest von meinem Apfel geb'?“

„Na, dann — ne, Ben, tu's nicht, ich hab' solche Angst —!“

„Ich geb' dir den ganzen Apfel!“

Tom gab mit betrübter Miene den Pinsel ab — innerlich frohlockend. Und während der Dampfer „Big Missouri“ in der Sonnenhitze arbeitete und schwitzte, saß der Künstler, ausruhend, auf einem Baumstumpf im Schatten des Zaunes, schlug, Beine übereinander, verzehrte seinen Apfel und grübelte, wie er noch mehr Unschuldige zu seinem Ersatz anlocken könne. Opfer genug waren

vorhanden. Jeden Augenblick schlenderten Knaben vorbei. Sie kamen, um ihn zu verhöhnen und blieben, um zu streichen. Nach einiger Zeit war Ben müde geworden, Tom hatte als Nächsten Billy Fisher ins Auge gefaßt, der ihm eine tote Ratte und eine Schnur, um die Ratte daran durch die Luft fliegen zu lassen, anbot; und von Johnny Miller bekam er eine gut erhaltene Sackpfeife, und so immer weiter — stundenlang. Und als der Nachmittag halb vergangen war, war aus dem armen, verlassenem Tom vom Morgen ein buchstäblich in Reichtum schwimmender Tom geworden. Er besaß außer den angeführten Sachen zwölf Murmel, ein Stück eines Brummeisens, ein Stück blau gefärbtes Glas zum Durchschauen, eine Spielkanone, ein Messer, das gewiß nie jemand Schaden getan hatte oder jemals tun konnte, ein bißchen Kreide, einen Glasstöpsel, einen Zinnsoldaten, den Kopf eines Frosches, sechs Feuerschwärmer, ein Kaninchen mit einem Auge, einen messingnen Türgriff, ein Hundehalsband (aber keinen Hund), den Griff eines Messers, vier Orangeschalen und einen kaputten Fensterrahmen. Er hatte einen sorglosen, bequemen, lustigen Tag gehabt, eine Menge Gesellschafter — und der Zaun hatte eine dreifache Lage Farbe bekommen! Wäre nicht der Zaun jetzt fertig gewesen — Tom hätte noch alle Jungens des Dorfes bankrott gemacht.

Tom dachte bei sich, die Welt wäre schließlich doch wohl nicht so buckelig. Er war, ohne es selbst recht zu wissen, hinter ein wichtiges Gesetz menschlicher Tätigkeit gekommen, das nämlich, daß, um jemand, groß oder klein, nach etwas lüstern zu machen, es nur nötig ist, dieses Etwas schwer erreichbar zu machen. Wäre er ein großer und weiser Philosoph gewesen, gleich dem Verfasser dieses Buches, er würde jetzt begriffen haben, daß, was jemand tun muß, Arbeit, was man freiwillig tut, dagegen Vergnügen heißt. Er würde ferner verstanden haben, daß künstliche Blumen machen oder in der Treitmühle ziehen, „Arbeit“ ist, Kegelschieben aber oder den Mont Blanc besteigen, „Vergnügen“.

Nach: Mark Twain: Die Abenteuer Tom Sawyers. Deutsch von H. Hellwag. Halle a. d. Saale: Verlag Otto Hendel 1900.

Heute zur Lektüre zu empfehlen:

Mark Twain: Tom Sawyer & Huckleberry Finn. Neu übersetzt von Andreas Nohl. München: dtv, 2. Auflage 2013.

Theodor Fontane (1819 – 1898)

Der deutsche Apotheker, Journalist, Lyriker und Erzähler Heinrich Theodor Fontane, geboren am 30. Dezember 1819 in Neuruppin/Brandenburg, gilt als literarischer Spiegel Preussens und als bedeutendster deutscher Dichter des Realismus. 1836 – 1839 machte er eine Lehre als Apotheker und arbeitete dann in verschiedenen Städten als Apothekergehilfe. Vom 1. April 1844 bis zum 31. März 1845 leistete er beim Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2 seinen Militärdienst als Einjährig-Freiwilliger und wurde mit dem Dienstgrad Corporal regulär entlassen. 1847 erhielt er seine Approbation als Apotheker und arbeitet in seinem Beruf in Berlin, Schon 1849 aber, dem Jahr seiner ersten Buchveröffentlichung, entschloss er sich, diesen Beruf aufzugeben und fortan als freier Schriftsteller zu leben. 1850 heiratete er Emilie Rouanet-Kummer und bezog mit ihr eine Wohnung in Berlin.



Literarisch begann seine Karriere Fontane nicht zuletzt als Lyriker:

- 1851 Gedichte
- 1854 Archibald Douglas
- 1864 Gorm Grymme
- 1861 Balladen
- 1880 Die Brück' am Tay
- 1885 John Maynard

Fontane war vorerst hauptsächlich als Journalist tätig: als Korrespondent in England, Kriegsreporter im Deutsch-Dänischen Krieg 1864, ab 1870 als Theaterkritiker der Vossischen Zeitung. Im selben Jahr besuchte er während des Deutsch-Französischen Kriegs den Kriegsschauplatz Paris – und wurde prompt als preussischer Spion verhaftet und kam erst nach einer Intervention Bismarcks wieder frei.

39

Nach einer langen Reihe von Sachbüchern über politische, historische und kulturelle Themen, darunter mehrere Bände der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ debütierte er schliesslich 1878 mit „Vor dem Sturm“ als Romancier. Nun folgte eine lange Reihe jener Romane, die ihn unsterblich machten:

- 1880 Grete Minde
- 1881 Ellernklipp
- 1882 L'Adultera
- 1883 Schach von Wuthenow
- 1885 Unterm Birnbaum
- 1887 Cécile
- 1888 Irrungen, Wirrungen
- 1890 Graf Petöfy
- 1890 Stine
- 1891 Quitt
- 1892 Unwiederbringlich
- 1893 Frau Jenny Treibel oder „Wo sich Herz zum Herzen findt“
- 1894 Meine Kinderjahre. Autobiographischer Roman
- 1896 Effi Briest
- 1896 Die Poggenpuhls
- 1898 Von Zwanzig bis Dreissig. Autobiographisches

Am 20. September 1898 starb Fontane in Berlin. Aus seinem Nachlass erschienen noch die Romane:

- 1899 Der Stechlin
- 1908 Mathilde Möhring

Vor dem Sturm. Roman aus dem Winter 1812 auf 1813 (1878)

Erster Band Hohen-Vietz, Erstes Kapitel Heiligabend

Fontanes erster Roman „Vor dem Sturm“, 1878 veröffentlicht, beginnt am Heiligen Abend 1812. Der adlige Student Lewin von Vitzewitz wird an seinem Studienort Berlin vom Kutscher seines Vaters mit dem Schlitten abgeholt; er soll die Weihnachtstage auf dem Familiengut Hohen-Vietz verbringen. Die Erzählung beginnt am Vorabend der Befreiungskriege gegen das napoleonische Frankreich. Die Stille im Schlitten ist auch eine Stille vor dem Sturm. Im Schlitten wird sie, nachdem man „Weihnachtsgedränge und Waldteufelgebrumm“ der Stadt hinter sich hat, sinnlich fassbar im bestirnten Himmel über dem Gefährt und dem gemütlichen Schmauchen des Kutschers in ihm. Und sie wird lesbar als Vorausdeutung auf die Stille vor den Stürmen im Leben Lewins, welchen er entgegenfährt,

Die Pferde zogen an und versuchten es, ihrer Natur nach, in einen leichten Trab zu fallen; aber erst als sie die Königsstraße mit ihrem Weihnachtsgedränge und Waldteufelgebrumm im Rücken hatten, ging es in immer rascherem Tempo die Landsberger Straße entlang und endlich unter immer munterer werdendem Schellengeläut zum Frankfurter Tore hinaus.

Draußen umging sie Nacht und Stille; der Himmel klärte sich, und die ersten Sterne traten hervor. Ein leiser, aber scharfer Ostwind fuhr über das Schneefeld, und der Held unserer Geschichte, Lewin von Vitzewitz, der seinem väterlichen Gute Hohen-Vietz zufuhr, um die Weihnachtsfeiertage daselbst zu verbringen, wandte sich jetzt, mit einem Anflug von märkischem Dialekt, an den neben ihm sitzenden Gefährten. »Nun, Krist, wie wär' es? Wir müssen wohl einheizen.« Dabei legte er Daumen und Zeigefinger ans Kinn und paffte mit den Lippen. Dies »wir« war nur eine Vertraulichkeitswendung; Lewin selbst rauchte nicht. Krist aber, der von dem Augenblick an, wo sie die Stadt im Rücken hatten, diese Aufforderung erwartet haben mochte, legte ohne weiteres die Leinen in die Hand seines jungen Herrn und fuhr in die Manteltasche, erst um eine kurze Pfeife mit bleiernem Abguß, dann um ein neues Paket Tabak daraus hervorzuholen.

40

Er nahm beides zwischen die Knie, öffnete das mit braunem Lack gesiegelte Paket, stopfte und begann dann mit derselben langsamen Sorglichkeit nach Stahl und Schwamm zu suchen. Endlich brannte es; er tat, indem er wieder die Leine nahm, die ersten Züge, und während jetzt kleine Funken aus dem Drahtdeckel hervorsprühten, ging es auf Friedrichsfelde zu, dessen Lichter ihnen über das weiße Feld her entgegenschienen.

Das Dorf lag bald hinter ihnen. Lewin, der sich's inzwischen bequem gemacht und durch festeren Aufbau einiger Strohbindel eine Rückenlehne hergerichtet hatte, schien jetzt in der Stimmung, eine Unterhaltung aufzunehmen. Ehe des Kutschers Pfeife brannte, wär' es ohnehin nicht rätlich gewesen.

»Nichts Neues, Krist?« begann Lewin, indem er sich fester in die Strohpolster drückte. »Was macht Willem, mein Päth?«

»Dank schön, junger Herr, he ist ja nu wedder bi Weg.«

»Was war ihm denn?«

„He hett sich verfiert. Un noch dato an sinen Gebortsdag. Et is nu en Wochner drei; ja, up'n Dag hüt, drei Wochen. Oll Doktor Leist von Lebus hett'em aber wedder torecht bracht.«

»Er hat sich verfiert?«

»Ja, junger Herr, so glöwen wi all. Et wihr wol so um de fiefte Stunn, as mine Fru seggen däd: Willem geih un hol uns en paar Äppels, awers von de Renetten up'n Stroh, dicht bi de Bohnenstakens. Un uns' Lütt-Willem ging ooch, un ick hürt' em noch flüten un singen un dat Klapsen von sine Pantinen ümmer den Floor lang. Awer dunn hürt ick nix mihr, un as he nu an de olle wackel'sche Döör käm un in den groten Saal rinnwull, wo uns' Äppels liggen un wo de Lüt seggen, dat de oll' Matthias spöken

deiht, da möt em wat passiert sinn. He käm nich un käm nich; un as ick nu nahjung un sehn wull, wo he bliwen dääd, da läg he, glieks achter de Schwell, as dod up de Fliesen.«

»Das arme Kind! Und Eure Frau...«

»De käm ooch, un wi drögen em nu torügg in unse Stuv' un rewen em in. Mine Fru hätt ümmer en beten „Miren-Spiritus to Huus. As he nu wedder to sich käm, biwwerte em de ganze lütte Liew, un he seggte man ümmer: ›Ick hebb em sehn.«

Lewin hatte sich zurechtgerückt. »Es geht also wieder besser«, warf er hin, und wie um loszukommen von allerhand Bildern und Gedanken, die des Kutschers Erzählung in ihm angeregt hatte, fuhr er hin und her in Erkundigungen, worauf Krist mit so viel Ausführlichkeit antwortete, wie ihm die Raschheit der Fragen gestattete. Dem Schulzen Kniehase war einer von seinen Braunen gefallen; bei Hoppenmarieken hatte der Schornstein gebrannt; bei Witwe Gräbschen hatte Nachtwächter Pachaly einen mittelgroßen Sarg, mit einem Myrtenkranz darauf, vor der Haustür stehen sehn, »un wihl et man en mittelscher Sarg west wihr, so hedden se all an de Jüngscht, an Hanne Gräbschen' dacht. De is man kleen und piept all lang.«

Die Sterne traten immer zahlreicher hervor. Lewin lupfte die Kappe, um sich die Stirn von der frischen Winterluft anwehen zu lassen, und sah staunend und andächtig in den funkelnden Himmel hinauf. Es war ihm, als fielen alle dunklen Geschicke, das Erbteil seines Hauses, von ihm ab und als zöge es lichter und heller von oben her in seine Seele. Er atmete auf. Zwei, drei Schlitten flogen vorüber, grüßten und sangen, sichtlich Gäste, die im Nebendorf die Bescherung nicht versäumen wollten; dann, ehe fünf Minuten um waren, glitt das Gefährt unserer zwei Freunde unter den Giebelvorbau des Bohlsdorfer Kruges.

Bohlsdorf war drittel Weg. Niemand kam. Niemand kam. An den Fenstern zeigte sich kein Licht; die Krügersleute mußten in den Hinterstuben sein und das Vorfahren des Schlittens, trotz seines Schellengeläutes, überhört haben. Krist nahm wenig Notiz davon. Er stieg ab, holte eine der Stehrippen heran, die beschneit an dem Hofzaun entlang standen, und schüttete den Pferden ihren Hafer ein.

Auch Lewin war abgestiegen. Er stampfte ein paarmal in den Schnee, wie um das Blut wieder in Umlauf zu bringen, und trat dann in die Gaststube, um sich zu wärmen und einen Imbiß zu nehmen. Drinnen war alles leer und dunkel; hinter dem Schenktisch aber, wo drei Stufen zu einem höher gelegenen Alkoven führten, blitzte der Christbaum von Lichtern und goldenen Ketten. In diesem Weihnachtsbilde, das der enge Türrahmen einfaßte, stand die Krügersfrau in Mieder und rotem Friesrock und hatte einen Blondkopf auf dem Arm, der nach den Lichtern des Baumes langte. Der Krüger selbst stand neben ihr und sah auf das Glück, das ihm das Leben und dieser Tag beschert hatten.

Lewin war ergriffen von dem Bilde, das fast wie eine Erscheinung auf ihn wirkte. Leiser als er eingetreten war, zog er sich wieder zurück und trat auf die Dorfstraße. Gegenüber dem Krüge, von einer Feldsteinmauer eingefast, lag die Bohlsdorfer Kirche, ein alter Zisterzienserbau aus den Tagen der ersten Kolonisten. Es klang deutlich von drüben her, als würde „die Orgel gespielt, und Lewin, während er noch aufhorchte, bemerkte zugleich, daß eines der kleinen, in halber Wandhöhe hinlaufenden Rundbogenfenster matt erleuchtet war. Neugierig, ob er sich täuschte oder nicht, stieg er über die niedrige Steinmauer fort und schritt zwischen den Gräbern hin auf die Längswand der Kirche zu. Ziemlich inmitten dieser Wand bemerkte er eine Pforte, die nur eingeklinkt war, aber nicht geschlossen war. Er öffnete leise und trat ein. Es war, wie er vermutet hatte. Ein alter Mann, mit Samtkäpsel und spärlichem weißen Haar, saß vor der Orgel, während ein Lichtstümpfchen neben ihm eine kümmerliche Beleuchtung gab. In sein Orgelspiel vertieft, bemerkte er nicht, daß jemand eingetreten war, und feierlich, aber gedämpften Tones klangen die Weihnachtsmelodien nach wie vor durch die Kirche hin.

...

Conrad Ferdinand Meyer (1825 – 1898)

Der 1825 in Zürich geborene und 1898 in Kilchberg bei Zürich gestorbene Conrad Ferdinand Meyer war ein Schweizer Dichter des Realismus, der Novellen und Romane – meist mit historischem Hintergrund – geschaffen und eine reichhaltige Sammlung formvollendeter Gedichte hinterlassen hat. Mit Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller gehört er zu den bedeutendsten deutschsprachigen Schweizer Autoren des 19. Jahrhunderts.



Karl Stauffer-Bern: Conrad Ferdinand Meyer, 1887



Conrad Ferdinand Meyer. Verona, 1871

Die Füße im Feuer (1882)

Entstanden ist Meyers berühmte Ballade, nach Vorstufen unter dem Titel „Der Hugenot.“, 1882. Bis 1891 hat sie noch ganz wenige, geringfügige Retuschen erfahren. Abgedruckt in zahlreichen Anthologie und Schullesebüchern ist sie kanonisch geworden. Nicht zu Unrecht, bedenkt man die eindrucksvolle Sprache und Handlungsführung und, im Zusammenhang mit dem Thema der Stille, die Rolle des heroischen Schweigens in ihr.

Wild zuckt der Blitz. In fahlem Lichte steht ein Turm.
Der Donner rollt. Ein Reiter kämpft mit seinem Roß,
Springt ab und pocht ans Tor und lärmt. Sein Mantel saust
Im Wind. Er hält den scheuen Fuchs am Zügel fest.
Ein schmales Gitterfenster schimmert goldenhell
Und knarrend öffnet jetzt das Tor ein Edelmann...

»Ich bin ein Knecht des Königs, als Kurier geschickt
Nach Nîmes. Herbergt mich! Ihr kennt des Königs Rock!«
– »Es stürmt. Mein Gast bist du. Dein Kleid, was kümmert's mich?
Tritt ein und wärme dich! Ich Sorge für dein Tier!«
Der Reiter tritt in einen dunkeln Ahnensaal,

Von eines weiten Herdes Feuer schwach erhellt,
Und je nach seines Flackerns launenhaftem Licht
Droht hier ein Hugenott im Harnisch, dort ein Weib,
Ein stolzes Edelweib aus braunem Ahnenbild...
Der Reiter wirft sich in den Sessel vor dem Herd
Und starrt in den lebend'gen Brand. Er brütet, gafft...
Leis sträubt sich ihm das Haar. Er kennt den Herd, den Saal...
Die Flamme zischt. Zwei Füße zucken in der Glut.

Den Abendtisch bestellt die greise Schaffnerin
Mit Linnen blendend weiß. Das Edelmägdlein hilft.
Ein Knabe trug den Krug mit Wein. Der Kinder Blick
Hangt schreckensstarr am Gast und hangt am Herd entsetzt...
Die Flamme zischt. Zwei Füße zucken in der Glut.
– »Verdammt! Dasselbe Wappen! Dieser selbe Saal!
Drei Jahre sind's... Auf einer Hugenottenjagd...
Ein fein, halsstarrig Weib... »Wo steckt der Junker? Sprich!«
Sie schweigt. »Bekenn!« Sie schweigt. »Gib ihn heraus!« Sie schweigt.
Ich werde wild. Der Stolz! Ich zerze das Geschöpf...
Die nackten Füße pack ich ihr und strecke sie
Tief mitten in die Glut.. »Gib ihn heraus!«.. Sie schweigt...
Sie windet sich... Sahst du das Wappen nicht am Tor?
Wer hieß dich hier zu Gaste gehen, dummer Narr?
Hat er nur einen Tropfen Bluts, erwürgt er dich.«
Eintritt der Edelmann. »Du träumst! Zu Tische, Gast...«

Da sitzen sie. Die drei in ihrer schwarzen Tracht
Und er. Doch keins der Kinder spricht das Tischgebet.
Ihn starren sie mit aufgerißnen Augen an –
Den Becher füllt und übergießt er, stürzt den Trunk,
Springt auf: »Herr, gebet jetzt mir meine Lagerstatt!
Müd bin ich wie ein Hund!« Ein Diener leuchtet ihm,
Doch auf der Schwelle wirft er einen Blick zurück
Und sieht den Knaben flüstern in des Vaters Ohr...
Dem Diener folgt er taumelnd in das Turmgemach.

Fest riegelt er die Tür. Er prüft Pistol und Schwert.
Gell pfeift der Sturm. Die Diele bebt. Die Decke stöhnt.
Die Treppe kracht... Dröhnt hier ein Tritt?... Schleicht dort ein Schritt?...
Ihn täuscht das Ohr. Vorüberwandelt Mitternacht.
Auf seinen Lidern lastet Blei und schlummernd sinkt
Er auf das Lager. Draußen plätschert Regenflut.

Er träumt. »Gesteh!« Sie schweigt. »Gib ihn heraus!« Sie schweigt.
Er zerrt das Weib. Zwei Füße zucken in der Glut.
Aufsprüht und zischt ein Feuermeer, das ihn verschlingt...
»Erwach! Du solltest längst von hinnen sein! Es tagt!«

Durch die Tapetentür in das Gemach gelangt,
Vor seinem Lager steht des Schlosses Herr – ergraut,
Dem gestern dunkelbraun sich noch gekraust das Haar.

Sie reiten durch den Wald. Kein Lüftchen regt sich heut.
Zersplittert liegen Ästetrümmer quer im Pfad.
Die frühesten Vöglein zwitschern, halb im Traume noch.
Friedsel'ge Wolken schwimmen durch die klare Luft,
Als kehrten Engel heim von einer nächt'gen Wacht.
Die dunkeln Schollen atmen kräft'gen Erdgeruch.
Die Ebne öffnet sich. Im Felde geht ein Pflug.
Der Reiter lauert aus den Augenwinkeln: »Herr,
Ihr seid ein kluger Mann und voll Besonnenheit
Und wißt, daß ich dem größten König eigen bin.
Lebt wohl. Auf Nimmerwiedersehn!« Der andre spricht:
»Du sagst's! Dem größten König eigen! Heute ward
Sein Dienst mir schwer.. Gemordet hast du teuflisch mir
Mein Weib! Und lebst!... Mein ist die Rache, redet Gott.«

Text nach: Conrad Ferdinand Meyer, Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, besorgt von Hans Zeller und Alfred Zäch, Bd. I. Bern: Benteli 1963, S. 382-384.

Schwarzschattende Kastanie (1882)

Zwei mächtige Kastanienbäume in den äussern Ecken des vom „Seehof“ aus rechteckig in den See vorspringenden Gartens in Meilen, wo Meyer mit seiner Schwester Betsy 1872-75 wohnte. Betsy schreibt in ihren Erinnerungen: „Während der langen Sommertage schrieb mein Bruder am liebsten unter den grossen, dunklen Kastanienbäumen am Ufer. Sie beschatteten die beiden unteren ins Wasser hinausgebauten Ecken der massigen Gartenmauer. Rechts und links davon spiegelte die Flut und lagen auf sanft ansteigenden, kiesigen Landungsstellen die Kähne der Fischer, unserer Nachbarn, im Schutze der hohen Mauer geborgen. Der eine dieser weitschattenden Bäume bildete meines Bruders Arbeitszelt, in dem „Jürg Jenatsch“ und, zum grossen Teil, „Der Heilige“ auf einem von Bänken umgebenen breiten Tische niedergeschrieben worden sind. Auf der Gartenseite, wo zwei gerade Kieswege längs der niedrigen Umfassungsmauer zu dieser grünen Rotunde führten, neigten sich die Äste in sanftem Bogen bis auf die Erde, so dass wir sie beim Eintritte wie Vorhänge auseinanderschlugen. Weiter noch breitete sich das dichte, grosse Laubwerk über das Gemäuer nach der Seeseite aus. Dort berührten die gebogenen Äste mit ihrem herunterhängendem jungen Grün die spielenden Wellen.“

Schwarzschattende Kastanie,
Mein windgeregtes Sommerzelt,
Du senkst zur Flut dein weit Geäst,
Dein Laub, es durstet und es trinkt,
Schwarzschattende Kastanie!
Im Porte badet junge Brut
Mit Hader oder Lustgeschrei,
Und Kinder schwimmen leuchtend weiss
Im Gitter deines Blätterwerks,
Schwarzschattende Kastanie!
Und dämmern See und Ufer ein
Und rauscht vorbei das Abendboot,
So zuckt aus roter Schiffslatern
Ein Blitz und wandert auf dem Schwung
Der Flut, gebrochnen Lettern gleich,
Bis unter deinem Laub erlischt
Die rätselhafte Flammenschrift,
Schwarzschattende Kastanie!

Giuseppe Ungaretti (1888 – 1970)

Ungaretti war ein italienischer Dichter und Literaturwissenschaftler, der mit seiner dunklen Lyrik zum führenden Vertreter des literarischen Ermetismo wurde.



46

Giuseppe Ungaretti, zwischen 1915 und 1918

„Ungaretti kam als Soldat zum 19. italienischen Infanterieregiment und war zumeist an der österreichischen Front. Mitten im Krieg, in Udine, 1916, erschienen seine ersten Gedichte; es waren keine Kriegsgedichte, sondern die Gedichte eines Menschen, der sich plötzlich auf der „unvorhergesehenen Strasse des Krieges“ fand und „Warum?“ fragte, sein „Warum?“ für alle wiederholte, die gleich ihm, wie im Herbst auf den Bäumen die Blätter, zu fallen bestimmt waren. „Soldati“ heisst ein Gedicht. Vier Zeilen, neun Worte. Das Wenigste wollte gesagt sein, weil wenig zu sagen blieb.“
(Ingeborg Bachmann)

Soldati

Si sta come
d'autunno
sugli alberi
le foglie

Soldaten

So
wie im Herbst
am Baum
Blatt und Blatt

Bosco di Courton luglio 1918

Aus: Giuseppe Ungaretti: Gedichte. Italienisch und deutsch. Übertragung und Nachwort von Ingeborg Bachmann. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1961, S. 92 f.

Ödön von Horváth (1901 – 1938)

Der Deutsch schreibende Schriftsteller ungarischer Herkunft Ödön von Horváth, geboren 1901 in Sušak, Österreich-Ungarn, wurde vor allem bekannt durch seine zeitkritischen Romane „Der ewige Spiesser“, „Jugend ohne Gott“ und „Ein Kind unserer Zeit“ und die Theaterstücke „Geschichten aus dem Wiener Wald“, „Glaube Liebe Hoffnung“ und „Kasimir und Karoline“. Als 1933 nach Hitlers „Machtergreifung“ die SA die Villa seiner Eltern in Murnau durchsuchte, verliess er Deutschland. Nach dem „Anschluss Österreichs“ im März 1938 gelangte Horváth Ende Mai nach Paris. Am 1. Juni traf er dort den Regisseur Robert Siodmak zu einem Gespräch über die Verfilmung von „Jugend ohne Gott“. Noch am selben Abend wurde er während eines heftigen Gewitters auf den Champs-Élysées von einem herabstürzenden Ast erschlagen.



Glaube Liebe Hoffnung. Ein kleiner Totentanz in fünf Bildern (1932)

In einer Zeit der Arbeitslosigkeit und Rezession kämpft die junge Elisabeth entschlossen um ihr Glück. Um alte Schulden begleichen und als Vertreterin arbeiten zu können, benötigt sie einen Wandergewerbeschein. Der aber ist kostenpflichtig. So versucht sie, zu Geld zu kommen, meldet sich beim Anatomischen Institut und will dort ihren Leichnam schon zu Lebzeiten verkaufen. Das aber geht nicht. In einem Anfall von Mitleid leiht ihr der kauzige Präparator des Instituts das nötige Geld. Als er aber erfährt, dass sie mit dem Geld eine Vorstrafe bezahlt, die ihr wegen Handelns ohne Wandergewerbeschein aufgebremst worden ist, zeigt er sie an. Elisabeth wird wegen Betrugs zu 14 Tagen Haft verurteilt. Wenig später bahnt sich eine Liebesbeziehung Elisabeths zu einem jungen, strammen Polizisten an. Ihre Vorstrafe und ihren Aufenthalt im Gefängnis verschweigt sie ihm.

Zweites Bild, Szene Nummer 14

SCHUPO Was hat sich denn da abgespielt?

ELISABETH *lächelt böse*: Nichts. Es ist bloss ein Fräulein verhaftet worden. Wegen nichts.

SCHUPO Geh, das gibt es doch gar nicht!

ELISABETH Trotzdem.

Stille.

ELISABETH Was starrens mich denn so an?

SCHUPO *lächelt*: Ist denn das verboten?

Stille.

SCHUPO Sie erinnern mich nämlich. Besonders in Ihrer Gesamthaltung. An eine liebe Tote von mir.

ELISABETH Sie reden so mystisch daher.

Stille.

SCHUPO Welche Richtung gehens denn jetzt?

ELISABETH Wollens mich gar begleiten?

SCHUPO Ich hab heut keinen Dienst mehr.

ELISABETH Ich geh lieber allein.

SCHUPO *ohne Hintergedanken*: Habens die Polizei nicht gern?

ELISABETH *zuckt etwas zusammen*: Wieso?

SCHUPO Weil Sie nicht wollen, dass ich Sie begleite. Es muss doch auch Polizisten geben, Fräulein!
In jedem von uns schlummert zum Beispiel ein Eisenbahnattentäter.

ELISABETH In mir nicht.

SCHUPO Geh das gibt es doch gar nicht!

ELISABETH *ahmt ihn nach*: „Das gibt es doch gar nicht!“

SCHUPO *lächelt*: Sie tun ja direkt, als wärens schon einmal hingerichtet worden.

ELISABETH Es kümmert sich keiner darum.

SCHUPO Man darf die Hoffnung nicht sinken lassen.

ELISABETH Das sind Sprüch.

Stille.

SCHUPO Ohne Glaube Liebe Hoffnung gibt es logischerweise kein Leben. Das resultiert alles
voneinander.

ELISABETH Sie haben leicht reden als Staatsbeamter in gesicherter Position.

SCHUPO Wir müssen doch alle mal sterben.

ELISABETH Hörens mir auf mit der Liebe!

Stille.

SCHUPO Fräulein. Jetzt hörens mich aber genau an – nämlich ich beobachte Sie hier vor dem
Wohlfahrtsamt bereits schon seit Tagen. Weil Sie mich halt auch erinnern tun - - - an eine
liebe Tote, wie gesagt.

ELISABETH Wer war denn diese Tote?

SCHUPO Meine Braut.

Stille.

SCHUPO Wir waren nämlich ein Herz und eine Seele. Aber sie hatte es mit der Leber zu tun und jetzt
geht mir direkt etwas ab. Warum lächeln Sie da?

ELISABETH Nur so.

Stille.

SCHUPO Sie sind anscheinend sehr verbittert.

ELISABETH Ich geh schnell.

SCHUPO Sie können schnell gehen, aber ich kann auch schnell gehen.

In der Ferne fällt ein Schuss - - - dann noch einer und noch einer; jemand brüllt.

Stille.

SCHUPO *lauscht*: Was war denn jetzt das? Mir scheint, die schiessen wieder aufeinander. Also das
ist ja schon schier zum Verrücktwerden, dieser latente Bürgerkrieg - - ich schau nur mal nach und
bin gleich wieder das, wartens bitte auf mich!

ELISABETH Gut.

SCHUPO *ab nach rechts*.

Viertes Bild, Szene Nummer 2

ELISABETH *riecht an den weissen Herbstastern:* Wie lang, dass die sich halten. Schon fünf Tage. Das hätt ich jetzt aber ursprünglich nicht gedacht, dass du mir weisse Herbstastern kaufen wirst.

SCHUPO Mir hat das sofort eine innere Stimme gesagt.

ELISABETH Trotzdem.

SCHUPO Hast gedacht, so ein schneidiger Schupo, das ist ein leichtlebiger Falter? Der möchte nur eine mit viel Geld? Weit gefehlt! Ich schätze eine Frau höher ein, die von mir abhängt, als wie umgekehrt. Krieg ich noch ein Küsschen?

ELISABETH Ja.

SCHUPO Ist der Kaffee bald fertig?

ELISABETH Sofort.

SCHUPO *nimmt die Kopfhörer vom Nachtkastl und legt sie sich an:* Stramm! Schneidig – *Er summt den Radetzky marsch mit, den die Militärmusik im Radio gerade spielt.*

ELISABETH Du Alfons – gestern abend war das eine wunderbare Opernübertragung. Aida.

SCHUPO *legt die Kopfhörer wieder auf das Nachtkastl:* Hast mich also garnicht vermisst?

ELISABETH Aber Alfons!

SCHUPO Krieg ich noch ein Küsschen?

ELISABETH Hier hast den Kaffee – *Sie bringt ihm eine Tasse.* – und hier hast du das Küsschen – *Sie gibt es ihm und setzt sich auf den Bettrand.*

SCHUPO *geniesst den Kaffee:* Ich bin ja nur froh, dass es schon heute ist. Ständig erhöhte Alarmbereitschaft – gut, dass die blöden Wahlen vorbei sind! Erst vorgestern nacht habens wieder einen Kameraden von mir erschossen.

ELISABETH Es müssen halt immer viele Unschuldige dran glauben.

SCHUPO Das lässt sich nicht umgehen in einem geordneten Staatswesen.

ELISABETH Das seh ich schon ein, dass es ungerecht zugehen muss, weil halt die Menschen keine Menschen sind – aber es könnt doch auch ein bisschen weniger ungerecht zugehen.

SCHUPO Also das ist Philosophie. Was gefällt dir eigentlich an mir?

ELISABETH Alles.

SCHUPO Aber welches Wort würde denn am besten zu mir passen?

ELISABETH Ich weiss es nicht.

SCHUPO Geh das wirst du doch wissen!

ELISABETH Du hast dich etwas verändert, Alfons. Früher warst du trauriger.

SCHUPO Wie das?

ELISABETH Halt melancholischer.

SCHUPO Oh das bin ich jetzt auch noch! Das wäre ja gelacht!

ELISABETH Entschuldige – *Sie erhebt sich.*

SCHUPO Wohin? Ach so. Tu deinen Gefühlen nur kein Korsett an.

ELISABETH *schrickt zusammen, scharf:* Wieso Korsett?

SCHUPO *überrascht:* Warum?

Stille.

ELISABETH *lächelt:* Entschuldige bitte, aber ich bin heut halt etwas nervös – *Sie verschwindet.*

Albin Zollinger (1895 – 1941)

Albin Zollinger, 1895 als Sohn eines Feinmechanikers geboren, aufgewachsen in Rüti ZH und in Argentinien, besuchte das Lehrerseminar Küssnacht und erhielt nach vielen Stellenwechseln in Oerlikon eine feste Anstellung, die er bis zu seinem Tod behielt.

Alles, was er schrieb – fünf Romane, Erzählungen, Gedichte, Aufsätze, Zeitungsartikel, Rezensionen – entstand neben dem Aktivdienst und seiner Arbeit als Lehrer und Redaktor.

Drei Wochen vor seinem Tod begegnete er auf dem Pfannenstiel dem jungen Autor Max Frisch. Frisch hat diese Begegnung in seinem „Tagebuch 1946-1949“ festgehalten (sh. unten).

Albin Zollinger wird vor allem als Lyriker im Gedächtnis bleiben.

SONNTAG (1933)

Ganz ferne Musik.
Mundharmonika oder Kirchweih.
Es riecht nach Sonne in Sägespänen.
Hemdärmel der Knechte
Bauschen sich, Bohnenblüten.
In Kammern tropft Harz.
Vom Sommer der Zeitung
Schlummert der Ahn
In bestaubten Kamillen.
Radfahrervereine
Läuten schalmeiend vorüber.
Der Biergarten klappert.

Aus: Albin Zollinger, Gesammelte Werke, Band IV. Zürich: Atlantis 1962, S. 61.

STRASSENBAHNFAHREN (1933)

Morgens Strassenbahn fahren.
Die Stenotypistinnen wandern daher
In Scharen.
Wie Aquarien stehen die Blumenläden.
Jemand verreist nach dem Meer,
Am Himmel reisen Marienfäden.
Nach und nach werden die Wagen leer,
Auf einmal fahr ich in Wiesen und Bäumen.
Wegweiser zeigen nach blauen Räumen.
Es geht in Nebel, es dunkelt sehr,
Die Baumgärten dämmern wie Algen am Grunde.
Da schwänzelt das Bähnchen, ein feuchter Fisch.
Der Sonnemond schwimmt heuchlerisch.
Darüber ein Riesenangelmann
Mit einem Wolkenhunde
Sieht den leuchtenden Korken geruhlich an.

Aus: Albin Zollinger, Gesammelte Werke, Band IV. Zürich: Atlantis 1962, S. 91.

Max Frisch über seine Begegnung mit Albin Zollinger im Herbst 1941

Nie werde ich über den Pfannenstiel wandern, ohne dass ich länger oder kürzer an den Dichter denke, den ich von allen zeitgenössischen Landsleuten am meisten liebe, nämlich an Albin Zollinger, der diese Landschaft ein für allemal dargestellt hat. Es war Herbst und vor sechs Jahren, ich hatte eben sein jüngstes Buch gelesen, und Constanze musste viel darüber hören, als wir diesen Weg hinuntergingen, zum ersten Male zusammen. Ich führte Constanze in die kleine Wirtschaft, die ich schon von mancher Wanderung kannte; es gibt dort einen kleinen Tisch aus Nussbaum, der in einer Fensterecke steht, wo man zusammensitzen und plaudern kann und wunderbar über das Land sieht; ich freute mich, dass ich dieses Tischlein wusste, und da es auch Werktag war, zweifelte ich nicht, dass es uns gehören würde. Gross war die Enttäuschung, als wir die Stube betraten; das Tischlein war bereits von einem Paar besetzt, und natürlich war ich überzeugt, dass sie das Tischlein weniger verdienten als wir. Es schien schon ein reiferes Paar; sie tranken Wein und assen Schinken, und mein Unmut drängte mich, die Leute zu mustern. Der Mann, der sehr unscheinbar wirkte, aber einen bemerkenswerten Kopf über seinem schlanken Körper trug, konnte niemand anders als Zollinger sein. Wir bestellten ebenfalls Schinken. Da ich ihn immer wieder anzusehen versuchte, kamen wir selber zu keinem Gespräch, sein Gesicht war hart und entschieden, männlich, zart und schüchtern zugleich. Er redete sehr leise. Ich spürte, wie mein Herz klopfte über dem Gedanken, ob ich ihn ansprechen sollte oder nicht. Ihre Teller waren leer, und jeden Augenblick konnte es sein, dass sie aufbrachen. Er trug einen Pullover unter der Jacke; seine ganze Kleidung erinnerte an einen Dorflehrer. Wenn er mit der Wirtstochter abrechnete, hatte er den vertraulichen Ton eines kleinen Mannes, der aus der Nachbarschaft kommt, der es nicht gewohnt ist, dass man ihn bedienen muss; irgendwie ist es ihm nicht recht. Er bat um ein Papier, damit er den restlichen Schinken einpacken konnte; es war in den Kriegsjahren. Unterdessen überlegte ich mir immerzu, was ich ihm, wenn ich ihn anspräche, überhaupt zu sagen hätte. Andererseits hatte ich eine Stunde lang über eben diesen Menschen gesprochen, dessen Werk mich begeisterte; warum sollte ich es ihm verschweigen? Er fragte bereits, wie lange man zum Bahnhof gehe; alles sehr unauffällig. Einmal hatte ich ihn an einer Vorlesung gesehen; irgendwie schien er mir kleiner, da ich ihn aus der Nähe sah, auch jüngerhaft und wie einer, der hinter seiner Verschüchterung jubelt und tanzt, ohne dass die Welt es sehen soll; er kam mir vor wie ein Rumpelstilz, der durch die Wälder geht und meint, niemand kenne seinen Namen, niemand kenne seine Visionen. Als er dann den letzten Schluck aus seinem Gläschen kippte, hörte ich plötzlich mich selber sagen: „Verzeihen Sie –“, Befremdet wendet er sich um. „Sie sind doch Albin Zollinger –“, „Ja“, sagte er: „Warum?“

Jubel und Tanz schienen aus seinen Augen verschwunden; das Verschüchterte, das er mindestens seit unserem Eintreten hatte, steigerte sich fast zur Abwehr, mindestens zur Miene eines lauernden Misstrauens. Ich sagte, dass ich eben sein letztes Buch gelesen hätte. Seine Miene wartete ohne viel Zuversicht. Es sah nicht ermunternd aus. Aber irgendwie musste ich ja fortfahren, und da ich schon einmal über ihn geschrieben hatte, sagte ich ihm, wie ich heisse. Das Peinliche, dass ich als der Jüngere, der seinerseits nichts vorzuweisen hatte, den reifen Mann auszeichnete, wurde mir durchaus bewusst, und irgendwie begriff ich seinen Irrtum. Dass er mich beharrlich als Herr Doktor anredete. Was den Augenblick rettete, war seine rührende Freude: er blickte wie ein Jüngling, der zum erstenmal ein ganzes Lob vernimmt, oder mindestens schien er glücklich, dass ihm nicht eine grobe Missdeutung begegnete. Er redete dann über Thomas Mann, den er als Meister der Akkuratess bezeichnete, über die Grenzen sprachlichen Ausdrucks, über die erschreckende Erfahrung, dass jeder Versuch, sich mitzuteilen, nur mit dem Wohlwollen der andern gelingen kann. Er klagte nicht über das mangelnde Wohlwollen; er glühte nur vor Verlangen, dass er einmal in seinem Leben, wie er sagte, eine Seite schreiben könnte, die niemand missdeuten kann. Leider unterbrach er das Gespräch, als er bemerkte, dass nur wir Männer es führten; er wolle mich der jungen Dame nicht wegnehmen, sagte er und bat um meine Adresse, dass wir uns in der Stadt treffen können. Auch war es ja Zeit, wenn sie den Zug noch erreichen wollten. Als er sich verabschiedete, bedankte er sich. Da ich darauf nichts sagen konnte, fragte er nochmals, ob es mir recht wäre, dass wir uns in den nächsten Tagen einmal

treffen. Plötzlich kam er sich zudringlich vor. Seine sonderbare und fast zierliche Höflichkeit, die uns umso linkischer machte, war wie eine Schranke, die er vor seinem strömenden Herzen aufrichten musste; eine andere Art seiner Verschüchterung. Allein in der Wirtsstube, die er verlassen hatte, fühlte ich mich glücklich wie ein Verlobter, der einem sicheren Glück entgegenlebt. Durch das Sprossenfenster sahen wir gerade noch, wie sie den kleinen Rebberg hinuntergingen. Es dämmerte bereits. Ich war froh, dass ich ihn angesprochen hatte; unser Heimweg war voll Übermut –

Das Nächste, was ich von ihm hörte, war die Nachricht seines Todes. Er starb an einem Herzschlag, im Alter von siebenundvierzig Jahren und mitten aus einem stürmischen Schaffen heraus, das jedesmal, wenn man seine Sprache wiederhört, jene Art von Begeisterung auslöst, die Mut gibt in die Verzweigungen unseres eigenen Lebens hinein, Zuversicht und Freude an allem, was dem menschlichen Herzen begegnen kann.

Aus: Max Frisch, Tagebuch 1946 – 1949. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1960, S. 175-178.

William Carlos Williams (1883 – 1963)

Der amerikanische Lyriker und Prosa-Autor William Carlos Williams (kurz WCW) verbrachte fast sein gesamtes Leben – sieht man von einigen Europa-Reisen ab – in seiner Heimatstadt Rutherford in New Jersey, wo er seit 1910 als Arzt praktizierte. Er gilt als einer der wichtigsten Dichter der amerikanischen Moderne. Anders als etwa Ezra Pound orientierte er sich nicht an europäischen Vorbildern, sondern schrieb einfache und gerade deshalb avantgardistische Gedichte, die auf die gesprochene Sprache hörten und die kleinen, oft unscheinbaren, stillen Dinge und Begebenheiten des Alltags im ländlichen Amerika gestalteten.

Hier zwei stille Beispiele:

This Is Just to Say (1938)

I have eaten
the plums
that were in
the icebox

and which
you were probably
saving
for breakfast

Forgive me
they were delicious
so sweet
and so cold

Aus: *The Collected Earlier Poems* (1938)

The Rose (1944)

The stillness oft he rose
in time of war
reminds me of
the long sleep just begun
of that sparrow
his head pillowed unroughed
and unalarmed upon
the polished pavement or
of voluptuous hours
with some
breathless book when
stillness was an eternity
long since begun

Aus: *The Collected Later Poems* (1944)

Nur damit du Bescheid weisst

Ich habe die Pflaumen
gegessen
die im Eisschrank
waren

du wolltest
sie sicher
fürs Frühstück
aufheben

Verzeih mir
sie waren herrlich
so süß
und so kalt

Die Rose

Das Stillschweigen der Rose
mitten im Krieg
erinnert mich an
den langen kaum begonnenen Schlaf
jenes Spatzen dort
der geruhsam sein Haupt
und ohne Sorge hin
auf das glatte Pflaster legt
oder an Stunden der Lust
über irgendeinem
Buch atemlos, und da
war die Stille eine Ewigkeit
die längst angebrochen war

Bertolt Brecht (1898 – 1954)

Auf der Flucht vor Nationalsozialismus und Krieg verbrachte Brecht 1940 drei Sommermonate auf dem Gut des Schriftstellers Hella Wuolijok im finnischen Marlebäck. Dort ist, wohl im Juli 1940, das Sonett „Finnische Landschaft“ entstanden. Dessen erste Zeilen sind fast Wort für Wort Brechts Journal-Eintrag vom 8. Juli 1940 entnommen. Arvo Turtiainens Übersetzung ins Finnische machte das Gedicht in Finnland früher bekannt als in Deutschland.

Die Formulierung „ein Volk, das in zwei Sprachen schweigt“ aus der letzten Zeile ist beinahe schon sprichwörtlich zur Charakterisierung des finnischen Nationalcharakters geworden. Laut Brecht bezieht sie sich auf das Schweigen der Arbeiterbewegung Finnlands nach der Niederlage im Bürgerkrieg von 1918.

Finnische Landschaft (1940)

Fischreiche Wässer! Schönbaumige Wälder!
Birken- und Beerenduft!
Vieltöniger Wald, durchschaukelnd eine Luft
So mild, als stünden jene eisernen Milchbehälter
Die dort vom weißen Gute rollen, offen!
Geruch und Ton und Bild und Sinn verschwimmt.
Der Flüchtling sitzt im Erlengrund und nimmt
Sein schwieriges Handwerk wieder auf: das Hoffen.

54

Er achtet gut der schöngehäuften Ähre
Und starker Kreatur, die sich zum Wasser neigt
Doch derer auch, die Korn und Milch nicht nährt.
Er fragt die Fähre, die mit Stämmen fährt:
Ist dies das Holz, ohn das kein Holzbein wäre?
Und sieht ein Volk, das in zwei Sprachen schweigt.

Aus: Bertolt Brecht, Werke. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe, Band 12: Gedichte 2. © Bertolt-Brecht-Erben / Suhrkamp Verlag 1988

Eugen Gomringer (geb. 1925)

Der bolivianisch-schweizerische Schriftsteller Eugen Gomringer wurde zwar 1925 in Bolivien geboren, wirkte aber hauptsächlich in Deutschland. Von 1944 bis 1952 studierte er Nationalökonomie und Kunstgeschichte in Bern und Rom. Von 1954 bis 1957 arbeitete er als Sekretär von Max Bill an der Hochschule für Gestaltung in Ulm. 1977 bis 1990 wirkte er als Professor für Theorie der Ästhetik an der Staatlichen Kunstakademie Düsseldorf.

Gomringer gilt als Begründer der Konkreten Poesie. Er schreibt auf Deutsch, Schweizerdeutsch, Spanisch, Französisch und Englisch. Seine Gedichte spielen mit der Materialität der Schrift und des Schriftbildes. Er nennt sie Konstellationen, seit seiner ersten Buchveröffentlichung 1953 unter diesem Titel. Die Lyrikerin und Performerin Nora Gomringer ist seine Tochter. Im Juni 2010 waren Eugen und Nora Gomringer für eine Poetik-Dozentur an die Universität Koblenz-Landau eingeladen.

2011 vergab die Alice-Salomon-Hochschule Berlin den Alice-Salomon-Poetik-Preis 2011 an Eugen Gomringer. Aus diesem Anlass brachte die Hochschule Gomringers aus dem Jahr 1951 stammendes Gedicht „avenidas“ an der Südfassade an. 2017 äusserte der Allgemeine Studierendenausschuss Kritik an der Wandgestaltung mit dem Gedichttext, da dieser Frauen herabsetze, und verlangte die umgehende Entfernung. Daraufhin beschloss der Stadtrat der Gemeinde Rehau, des Wohnorts von Gomringer, das gedicht „avenidas“ an der Fassade des städtischen Gebäudes Maxplatz 9 anbringen zu lassen...

avenidas (1951)

avenidas

avenidas y flores

flores

flores y mujeres

avenidasa y flores y mujeres y

un admirador

Im März 2018 entschied die Alice-Salomon-Hochschule Berlin - im Zuge einer Fassadenrenovation - Gomringers Gedicht „avenidas“ von der inzwischen weltberühmt gewordenen Südfassade zu entfernen und in Zukunft wechselnde Gedichte verschiedener Lyriker dort anzubringen.

Derzeit ist an der Berliner Hochschulfassade Gomringers Gedicht „schweigen“ zu lesen...

schweigen (1960)

schweigen schweigen schweigen

schweigen schweigen schweigen

schweigen schweigen

schweigen schweigen schweigen

schweigen schweigen schweigen

schwiiizer (vor 1969 entstanden)

luege
aaluege
zueluege

nöd rede
sicher sii
nu luege

nüd znäch
nu vu wiitem
ruig bliibe

schwiiizer sii
schwizer bliibe
nu luege.

*Zu finden in: Eugen Gomringer: worte sind schatten. Die konstellationen 1951-1968.
Reinbek: Rowohlt 1969.*

Gomringer dachte es sich als Autoporträt aus, aber es sei „geradezu zu einem heimlichen Schweizerpsalm“ geworden. Peter von Matt emeritierter Literaturprofessor formulierte 2015 einleuchtend in seiner Geburtsstagsrede für Eugen Gomringer: „Wie bei allen Köpfen, die das Mittelmaß übersteigen, wissen die meisten Schweizer nicht, was sie an ihm haben, und das geschieht ihnen recht. Ignoranz bestraft sich selbst. Sie tut es aber auf humane Art; man merkt nichts davon.“

Ingeborg Bachmann (1926 – 1973)

Im Herbst des Jahres 1951 tritt eine „kettenrauchende Meerfrau mit Engelhaar, die mehr flüsterte als sprach“, in die Hörspielabteilung des amerikanischen Besatzungssenders Rot-Weiss-Rot in Wien ein.



*Ingeborg Bachmann, so der Name der jungen Frau, wird für die nächsten beiden Jahre das Unterhaltungsprogramm des Senders prägen und die **Radiofamilie Floriani** zur bekanntesten und beliebtesten Sendung der Nachkriegszeit machen. Lange galten die von Ingeborg Bachmann verfassten Skripte als verloren. 2011 konnten sie erstmals bei Suhrkamp, Frankfurt/M., unter dem Titel **Die Radiofamilie** veröffentlicht werden.*

57

Sie sind bürgerlich, und sie sind verschroben, die Florianis: Da ist Hans, der Paterfamilias, Oberlandesgerichtsrat und ehrenhaft bis in die Knochen. Von den rotzfrechen Kindern wird er um den Finger gewickelt...

Die Radiofamilie: Folge 9: Ferienpläne

Verfasst von Ingeborg Bachmann und Jörg Mauthe, gesendet am 7. Juni 1952

Aus: Ingeborg Bachmann: Die Radiofamilie. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2011, S. 53 ff. (= Anfang der Sendung)

ANSAGE: Unsere *Radiofamilie*.

(Musik: an und aus)

SPRECHER: Meine Damen und Herren, verehrte Hörerinnen und Hörer, zum neunten Male wandern wir mit unserm Mikrophon in die Taubengasse 18, um die Familie des Oberlandesgerichtsrates Floriani zu besuchen, diese reizende Familie, die wir alle schon längst liebgewonnen haben. Mir scheint, dass heute etwas Besonderes los ist, ich höre eine feierliche Stimme, hm, eine etwas laute Stimme – gar so feierlich klingt sie eigentlich doch nicht, wenn man näher kommt, ach, jetzt erkenne ich sie, diese Stimme, die dem hoffnungsvollen Fräulein Helene gehört ... Hören Sie nur ...

(Stimme Hellis, sehr laut und übertrieben deklamierend)

HELLI: *(aus der Entfernung klingend)* Mahadöh, der Herr der Erde, kommt herab zum sechsten Mal, dass er unsers Gleichen werde, mit zu fühlen Freud und Qual ... *(Stimme leiser werdend; Sprecher übertönt das Deklamieren)*

SPRECHER. Sieh an, sieh an, Helli beschäftigt sich mit Goethe! Die Ballade von Gott und der Bajadere scheint es ihr angetan zu haben. Sie steht im Wohnzimmer, vor dem grossen Spiegel, und rezitiert mit Hingabe und Leidenschaft die Verse des Dichterfürsten. Wolferl aber sitzt bei Tisch und sieht höchst empört auf seine agierende Schwester. Vor ihm liegt aufgeschlagen die lateinische Schulgrammatik. Das kann nicht gut ausgehen ...

(Überblendung; schon die letzten Worte des Sprechers werden von dem nachfolgenden Dialog übertönt)

HELLI: Er bequemt sich hier	WOLFERL: pulcher ... pulchra ...
zu wohnen, lässt sich Alles	pulchrum ...
selbst geschehen, soll	pulchri ... pulchrae
er strafen oder schonen,	pulchri ...
muss er Menschen mensch-	pulcher ... pulchra ...
lich sehen.	

HELLI: Musst du ausgerechnet hier deine blödsinnigen Vokabeln lernen, Wolferl? Wenn du schon hörst, dass ich Goethe rezitiere?

WOLFERL: *(ohne sie zu beachten)* Pulcher ... pulchra ... pulchrum ...

HELLI: Das heisst nicht „pulcher“ ... sondern Pülcher. Du müsstest das wissen! Du ... Pulcher!

WOLFERLN: Du bist und bleibst eine ungebildete Gans! „Pulcher“ heisst nämlich „schön“. Gerade das, was du nie werden kannst. Und jetzt gib endlich Ruh. Ich muss weiterlernen, sonst krieg ich *noch* einen Pinsch in Latein.

HELLI: *(entschlossen)* Na, schön. Wir werden ja sehen, wer's länger aushält.

(beide mit erhobener Stimmgewalt, sich gegenseitig überschreiend)

HELLI: Mahadöh, der Herr der Erde	WOLFERL: Adjektiva
kommt herab zum sechsten Mal	der 1. und der 2. Dekli-
dass er unsers Gleichen werde,	nation: Bonus, bona,
mit zu fühlen Freud und Qual.	bonum, boni, bonae,
	boni, bono

(beide werden immer lauter; plötzlich fliegt eine Tür auf)

VILMA: Was treibt ihr denn da, um Himmels willen? Könnt ihr euch denn nicht einen Augenblick vertragen?

HELLI: Mama, der Wolferl ärgert mich in einem fort. Ich muss doch für die grosse Schulfest *Der Gott und die Bajadere* studieren, und der Lausbub schreit mir dauernd diese dummen Vokabeln dazwischen.

WOLFERL: Die Helli macht das absichtlich, Mama! Ich muss jetzt die Adjektiva lernen, sonst flieg ich doch bei der nächsten Konferenz. Und sie lernt das doch nur auswendig, weil sie sich wichtig machen will ...

VILMA: Wolferl, benimm dich anständig. Helli muss ihren Heine genauso lernen, wie ...

HELLI: Aber das ist doch Goethe, Mama.

VILMA: *(nervös)* Darauf kommt es jetzt nicht an. Der Papa wird gleich aus dem Amt kommen, und ich hab noch eine Menge zu tun. Helli, sei du die Vernünftigere und gib nach. Lass ihn seine Grammatik lernen. Er steht sowieso sehr schlecht in Latein.

WOLFERL: Der Kramarik steht schlechter. Er hat in der letzten Konferenz eine Mahnung bekommen.

VILMA: Ein schwacher Trost, mein lieber Wolferl ...

HELLI: Ich seh nicht ein, warum ich nachgeben muss.

WOLFERL: Weil das ja keine ernste Arbeit ist, was du da herumschreist.

HELLI: Ich lass mir das nicht gefallen, Mama ...

WOLFERL: Sie will doch nur bei der Schulfeier glänzen! Da kommt dann auch der lange Freddy aus der Tanzschule hin und ...

HELLI: *(schreiend)* Hör auf ... Wolferl ... sonst ...

VILMA: Kinder, das wird mir aber zu bunt. Diese Ausfälligkeiten! Ich schäme mich für euch.

WOLFERL: *(boshaft)* Der lange Freddy, der Old Zitterhand! Der schleicht abends immer auf dem Kriegspfad der Liebe durch die Taubengasse, und sein verkümmerter Adlerblick sucht düsteren Auges nach dem Angesicht seiner kalkweissen, dickfüssigen Taube ...

HELLI: *(weinend)* Mama ... Der Wolferl ist gemein!

VILMA: *(empört)* Jetzt hab ich aber genug. Wolferl, du bist nicht nur ungezogen, sondern auch sehr taktlos. Und wenn der Papa kommt ...

HANS: *(ist lautlos eingetreten)* Was geschieht dann, meine Lieben?

(plötzliche Stille)

...

Die österreichische Schriftstellerin Ingeborg Bachmann, 1926 in Klagenfurt geboren und 1973 unter tragischen Umständen in Rom gestorben, gilt als eine der bedeutendsten deutschsprachigen Dichterinnen des 20. Jahrhunderts. Sie hat von 1945 bis 1950 an den Universitäten Innsbruck, Graz und Wien Philosophie, Psychologie, Germanistik und Rechtswissenschaften studiert und sich in ihrer Dissertation kritisch mit Martin Heidegger auseinandergesetzt. Ihre bekanntesten Werke sind die Gedichtsammlungen „Die gestundete Zeit“ (1953) und „Anrufung des Grossen Bären“ (1956), die Erzählungen in den Bänden „Das dreissigste Jahr“ (1961) und „Simultan“ (1968-1972) sowie der Roman „Malina“ (1971).



Reklame (1956)

60

Wohin aber gehen wir
ohne sorge sei ohne sorge
wenn es dunkel und wenn es kalt wird
sei ohne sorge
aber
mit musik
was sollen wir tun
heiter und mit musik
und denken
heiter
angesichts eines Endes
mit musik
und wohin tragen wir
am besten
unsre Fragen und den Schauer aller Jahre
in die Traumwäscherei ohne sorge sei ohne sorge
was aber geschieht
am besten
wenn Totenstille
eintritt

*Text aus Ingeborg Bachmanns 1956 erschienenen Gedichtband „Anrufung des Grossen Bären“,
abgedruckt nach: Ingeborg Bachmann, Werke, herausgegeben von Christine Koschel, Inge von
Weidenbaum, Clemens Münster. München: Piper, Sonderausgabe 1982, Erster Band, S. 114.*

Aus thematischer Perspektive eher als unter dem Aspekt der Stille lässt sich Bachmanns Gedicht gut vergleichen mit Mani Matters Chanson „farbfoto“:

Mani Matter (1936 - 1972)

Farbfoto (1972)

uf dere farbfoto gseht men e ggutsche
wo fahrt am nen aben am meer
drinn sitzt es bildhübsches mannequin, drnäbe
dr arm um ins gschlungen e heer
d'stärne schyne vom tiefblaue himel
drufaben und undedra steit
ds glück sygi das und es glas vom ne liqueur
i weis nümme wi men ihm seit

i bi bis jitz nume sälten am abe
i ggutsche ga fahren am meer
bi mit kem mannequin befründet, und liqueur
das schetzen i nid eso sehr
aber sitdäm i die foto ha gseh und
ha gläse was undedra steit
weis i was mir i mym truurige läbe
doch eigentlech alles entgeit

61

mietet drum dir wo mit mannequins bekannt syt
e ggutsche am beschte no hütt
fahret a ds meer wenn es abe wird, nämet
dä liqueur und ds liqueurglas mit
denn üses mönschleche läben uf ärde,
das müesst dir doch zuegä, isch mys
und we me weis, wo me ds glück cha ga finde
de fragt me doch nit nach em prys

In einer Aufnahme vom Mai 1972 ist das Chanson auf Mani Matters vom zytglogge verlag Gümligen produzierten und herausgegebenen Platte „I han es Zündhölzli azündt“ zu hören.

Text in: Mani Matter: Warum syt dir so truurig? Zürich: Benziger 1973, S. 37 f.



Hans Magnus Enzensberger (geb. 1929)

Der als Lyriker wie als Essayist hochbegabte Hans Magnus Enzensberger (kurz h.m.e.) ist einer der wichtigsten, witzigsten, wachsten deutschen Intellektuellen der Nachkriegszeit, ein aufgeklärter, kritischer Kopf, dessen Herz links schlägt, der sich aber von keiner Seite, Partei oder Clique je hat vereinnahmen lassen. Geboren 1929 in Kaufbeuren als Sohn eines Ingenieurs und Oberpostdirektors, wurde er von der Hitlerjugend mit der Begründung ausgeschlossen, er sei trotzig und ein Querulant. Den Zweiten Weltkrieg erlebte er als Angehöriger des Volkssturms; dem Dienst aber entzog er sich und konnte sich bis nach Haues durchschlagen.

Nach einem Studium der Literaturwissenschaft und Philosophie wurde er mit einer Arbeit über Clemens Brentanos Poetik promoviert. Wie viele Autorinnen und Autoren seiner Generation – man denke nur an Alfred Andersch, Ingeborg Bachmann, Heinrich Böll und Günter Eich - arbeitete er eine Zeitlang für den Rundfunk und nahm an Tagungen der Gruppe 47 teil. Nach Aufhalten in Paris, Norwegen, Italien, Nordamerika und Kuba lebt und schreibt h.m.e. nun in München-Schwabing.

Aus „Verteidigung der Wölfe“, Enzensbergers erstem Gedichtband:

befragung zur mitternacht

wo, die meine hand hält, gefährtin,
verweilst du, durch welche gewölbe
geht, wenn in den türmen die glocken
träumen, dass sie zerbrochen sind,
dein herz?

wo, welchen kahlschlag durchleilst du,
die ich berühre wangenzart, welch ein
betäubendes nachtkraut streift dich,
träumerin, welch eine furt benetzt
deinen fuss?

wo, wenn der hohle himmel graut, liebste,
rauschst du durch traumschilf, streichelst
türen und grüfte, mit wessen boten
tauscht küsse, der leise bebt,
dein mund?

wo ist die flöte, der du dein ohr neigst,
wo das geheul das lautlos dein haar
bauscht, und ich liege wie ein gelähmter
und horch und wach und wohin
dein gefieder?

wo, in was für wälder verstrickt dich,
die meine hand hält, gefährtin,
dein traum?

Aus: hans magnus enzensberger: verteidigung der wölfe. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1962, S. 45.

Aus Protest gegen die Aussenpolitik der USA brach h.m.e. 1968 ein Fellowship der Wesleyan University ab und ging für ein Jahr nach Kuba. Dort schrieb er die Komödie in 33 Gesängen „Der Untergang der Titanic“. Komödie nannte er das epische Weltuntergangsgedicht in Anspielung an die Göttliche Komödie Dantes (mit ihren 3 x 33 Gesängen + einem 100. Gesang) nicht etwa, weil er die Schiffskatastrophe aus dem Jahr 1912, die er nach Quellen und Dokumenten plastisch beschreibt, besonders lustig fand. Mit seinem Typoskript erlebte er auch eine ganz persönliche Katastrophe: 1968 in Kuba per Post abgeschickt, ist es nie in Berlin angekommen. Enzensberger musste sein Versepos noch einmal schreiben; 1978 endlich konnte das Werk mit samt den eingelegten und zum Teil hoch politischen Gedichten erscheinen.

Der Untergang der Titanic

ERSTER GESANG

Einer horcht. Er wartet. Er hält
den Atem an, ganz in der Nähe,
hier. Er sagt: Der da spricht, das bin ich.

Nie wieder, sagt er,
wird es so ruhig sein,
so trocken und warm wie jetzt.

Er hört sich
in seinem rauschenden Kopf.
Es ist niemand da ausser dem,
der da sagt: Das muss ich sein.
Ich warte, halte den Atem an,
lausche. Das ferne Geräusch
in den Ohren, diesen Antennen
aus weichem Fleisch, bedeutet nichts.
Es ist nur das Blut,

das in der Ader schlägt.
Ich habe lang gewartet,
mit angehaltenem Atem.

Weisses Rauschen im Kopfhörer
meiner Zeitmaschine.
Stummer kosmischer Lärm.

Kein Klopzeichen. Kein Hilfeschrei.
Funkstille.
Entweder ist es aus,

sage ich mir, oder es hat
noch nicht angefangen.
Jetzt aber! Jetzt:

Ein Knirschen. Ein Scharren. Ein Riss.
Das ist es. Ein eisiger Fingernagel,
der an der Tür kratzt und stockt.

Etwas reisst.

Eine endlose Segeltuchbahn,
ein schneeweisser Leinwandstreifen,
der erst langsam,
dann rascher und immer rascher
und fauchend entzweireisst.

Das ist der Anfang.
Hört ihr? Hört ihr es nicht?
Haltet euch fest!

Dann wird es wieder still.
Nur in der Wand klirrt
etwas Dünngeschliffenes nach,
ein kristallenes Zittern,
das schwächer wird
und vergeht.

Das war es.
War es das? Ja,
das muss es gewesen sein.

Das war der Anfang.
Der Anfang vom Ende
ist immer diskret.

Es ist elf Uhr vierzig
an Bord. Die stählerne Haut
unter der Wasserlinie klafft,
zweihundert Meter lang,
aufgeschlitzt
von einem unvorstellbaren Messer.

Das Wasser schießt in die Schotten.
An dem leuchtenden Rumpf
gleitet, dreissig Meter hoch
über dem Meeresspiegel, schwarz
und lautlos der Eisberg vorbei
und bleibt zurück in der Dunkelheit.

Ilse Aichinger (1921 – 2016)

Die österreichische Schriftstellerin Ilse Aichinger ist eine der angesehensten Autorinnen der deutschsprachigen Nachkriegsliteratur. Mit ihrer Zwillingsschwester Helga Michie verbrachte die Tochter einer jüdischen Ärztin ihre Kindheit in Linz und nach der Scheidung der Eltern 1927 in Wien, wo sie meist bei ihrer jüdischen Grossmutter oder in Klosterschulen lebte. Nach dem „Anschluss Österreichs“ 1938 konnte Schwester Helga mit einem Kindertransport nach England fliehen. Der Rest der Familie musste zurückbleiben. Ilse gelang es, ihr Mutter zu verstecken. Die Grossmutter und die jüngeren Geschwister der Mutter wurden 1942 verschleppt und kamen im Vernichtungslager Maly Trostinez in der Nähe von Minsk um.



1945 begann Ilse Aichinger Medizin zu studieren, brach das Studium nach fünf Semestern aber ab, um ihren teils autobiographischen Roman „Die grössere Hoffnung“ zu schreiben. 1952 gewann sie mit ihrer „Spiegelgeschichte“ den Preis der Gruppe 47, 1953 heiratete sie den Schriftsteller Günter Eich und hatte mit ihm zwei Kinder: Clemens, der ebenfalls Schriftsteller wurde, und Mirjam.

1972 starb Günter Eich. Nach dem Unfalltod ihres Sohnes Clemens 1998 zog sie sich fast ganz aus dem Literaturbetrieb zurück. 2016 starb sie in Wien im Alter von 95 Jahren.

Ihre wichtigsten Werke:

- 1948 *Die grössere Hoffnung. Roman*
- 1949 *Spiegelgeschichte*
- 1952 *Rede unter dem Galgen*
- 1953 *Der Gefesselte. Erzählungen*
- 1965 *Eliza Eliza. Erzählungen*
- 1970 *Nachricht vom Tag. Erzählungen*
- 1978 *Meine Sprache und ich. Erzählungen*
- 1987 *Kleist, Moos, Fasane*
- 1997 *Eiskristalle. Humphrey Bogart und die Titanic*
- 2001 *Film und Verhängnis. Blitzlichter auf ein Leben*
- 2005 *Unglaubliche Reisen*

Das Fenstertheater (1963)

Die Frau lehnte am Fenster und sah hinüber. Der Wind trieb in leichten Stößen vom Fluss herauf und brachte nichts Neues. Die Frau hatte den starren Blick neugieriger Leute, die unersättlich sind. Es hatte ihr noch niemand den Gefallen getan, vor ihrem Haus niedergefahren zu werden. ...

Außerdem wohnte sie im vorletzten Stock, die Straße lag zu tief unten. Der Lärm rauschte nur mehr leicht herauf. Alles lag zu tief unten. Als sie sich eben vom Fenster abwenden wollte, bemerkte sie, dass der Alte gegenüber Licht angedreht hatte. Da es noch ganz hell war, blieb dieses Licht für sich und machte den merkwürdigen Eindruck, den aufflammende Straßenlaternen unter der Sonne machen. Als hätte einer an

seinen Fenstern die Kerzen angesteckt, noch ehe die Prozession die Kirche verlassen hat. Die Frau blieb am Fenster.

Der Alte öffnete und nickte herüber. Meint er mich? dachte die Frau. Die Wohnung über ihr stand leer und unterhalb lag eine Werkstatt, die um diese Zeit schon geschlossen war. Sie bewegte leicht den Kopf. Der Alte nickte wieder. Er griff sich an die Stirne, entdeckte, dass er keinen Hut aufhatte, und verschwand im Inneren des Zimmers.

Gleich darauf kam er in Hut und Mantel wieder. Er zog den Hut und lächelte. Dann nahm er ein weißes Tuch aus der Tasche und begann zu winken. Erst leicht und dann immer eifriger. Er hing über die Brüstung, dass man Angst bekam, er würde vornüberfallen. Die Frau trat einen Schritt zurück, aber das schien ihn zu bestärken. Er ließ das Tuch fallen, löste seinen Schal vom Hals - einen großen bunten Schal - und ließ ihn aus dem Fenster wehen. Dazu lächelte er. Und als sie noch einen weiteren Schritt zurücktrat, warf er den Hut mit einer heftigen Bewegung ab und wand den Schal wie einen Turban um seinen Kopf. Dann kreuzte er die Arme über der Brust und verneigte sich. Sooft er aufsaß, kniff er das linke Auge zu, als herrsche zwischen ihnen ein geheimes Einverständnis. Das bereitete ihr so lange Vergnügen, bis sie plötzlich nur mehr seine Beine in dünnen, geflickten Samthosen in die Luft ragen sah. Er stand auf dem Kopf. Als sein Gesicht gerötet, erhitzt und freundlich wieder auftauchte, hatte sie schon die Polizei verständigt.

Und während er, in ein Leintuch gehüllt, abwechselnd an beiden Fenstern erschien, unterschied sie schon drei Gassen weiter über dem Geklingel der Straßenbahnen und dem gedämpften Lärm der Stadt das Hupen des Überfallautos. Denn ihre Erklärung hatte nicht sehr klar und ihre Stimme erregt geklungen. Der alte Mann lachte jetzt, so dass sich sein Gesicht in tiefe Falten legte, streifte dann mit einer vagen Gebärde darüber, wurde ernst, schien das Lachen eine Sekunde lang in der hohlen Hand zu halten und warf es dann hinüber. Erst als der Wagen schon um die Ecke bog, gelang es der Frau, sich von seinem Anblick loszureißen.

Sie kam atemlos unten an. Eine Menschenmenge hatte sich um den Polizeiwagen gesammelt. Die Polizisten waren abgesprungen, und die Menge kam hinter ihnen und der Frau her. Sobald man die Leute zu verscheuchen suchte, erklärten sie einstimmig, in diesem Hause zu wohnen. Einige davon kamen bis zum letzten Stock mit. Von den Stufen beobachteten sie, wie die Männer, nachdem ihr Klopfen vergeblich blieb und die Glocke allem Anschein nach nicht funktionierte, die Tür aufbrachen. Sie arbeiteten schnell und mit einer Sicherheit, von der jeder Einbrecher lernen konnte. Auch in dem Vorraum, dessen Fenster auf den Hof sahen, zögerten sie nicht eine Sekunde. Zwei von ihnen zogen die Stiefel aus und schlichen um die Ecke. Es war inzwischen finster geworden. Sie stießen an einen Kleiderständer, gewahrten den Lichtschein am Ende des schmalen Ganges und gingen ihm nach. Die Frau schlich hinter ihnen her.

Als die Tür aufflog, stand der alte Mann mit dem Rücken zu ihnen gewandt noch immer am Fenster. Er hielt ein großes weißes Kissen auf dem Kopf, das er immer wieder abnahm, als bedeutete er jemandem, dass er schlafen wolle. Den Teppich, den er vom Boden genommen hatte, trug er um die Schultern. Da er schwerhörig war, wandte er sich auch nicht um, als die Männer auch schon knapp hinter ihm standen und die Frau über ihn hinweg in ihr eigenes finsternes Fenster sah.

Die Werkstatt unterhalb war, wie sie angenommen hatte, geschlossen. Aber in die Wohnung oberhalb musste eine neue Partei eingezogen sein. An eines der erleuchteten Zimmer war ein Gitterbett geschoben, in dem aufrecht ein kleiner Knabe stand. Auch er trug sein Kissen auf dem Kopf und die Bettdecke um die Schultern. Er sprang und winkte herüber und krächte vor Jubel. Er lachte, strich mit der Hand über das Gesicht, wurde ernst und schien das Lachen eine Sekunde lang in der hohlen Hand zu halten. Dann warf er es mit aller Kraft den Wachleuten ins Gesicht.

Aus: Ilse Aichinger, Der Gefesselte. Erzählungen, Frankfurt/M.: S. Fischer Verlag 1963, S.61 ff.

Simon & Garfunkel (1957 ff.)

Simon & Garfunkel war ein US-amerikanisches Folk-Rock-Duo. Es wurde 1957 von den Schülern Paul Simon (geb. 1941) und Art Garfunkel (geb. 1941), ein paar Mal aufgelöst und wieder neu gegründet. Details dazu siehe den Artikel Simon & Garfunkel in de.wikipedia.org.



Paul Simon (rechts) und Art Garfunkel (1981)

The Sound Of Silence (1964)

The Sound of Silence (englisch für ‚Der Klang der Stille‘), auch **The Sounds of Silence**, deutsch ‚Die Klänge der Stille‘, ist ein Folk-Rock-Song des US-amerikanischen Duos Simon & Garfunkel. Das von Paul Simon geschriebene Stück wurde 1964 auf dem Album *Wednesday Morning, 3 A.M.* veröffentlicht. Nachdem es bis dahin relativ unbeachtet geblieben war, erschien rund ein Jahr später eine überarbeitete Fassung als Single. 1966 erreichte diese in den USA die Spitzenposition der Charts, in Deutschland und in Österreich schaffte sie es in die Top Ten. 1967 wurde das Lied in dem Film *Die Reifeprüfung* verwendet und erschien auf dem zugehörigen Soundtrack-Album. Das Lied wurde in die Liste der 500 besten Songs aller Zeiten und in die Rock and Roll Hall of Fame aufgenommen.

Das Lied beginnt mit den Worten „Hello darkness, my old friend / I’ve come to talk with you again“ (deutsch: „Hallo Dunkelheit, mein alter Freund / Ich bin gekommen, um wieder mit dir zu reden“). In einem Interview mit dem *Playboy* 1984 beschrieb Paul Simon, dass er auf die Zeile gekommen sei, weil er schon als Teenager häufig ins Badezimmer ging, um dort im Dunkeln Gitarre zu spielen.

Aus: de.wikipedia.org, abgerufen am 22.09.2018

The Sound Of Silence (1964)

Hello darkness, my old friend
I've come to talk with you again
Because a vision softly creeping
Left its seeds while I was sleeping
And the vision that was planted in my brain
Still remains
Within the sound of silence

In restless dreams I walked alone
Narrow streets of cobblestone
'Neath the halo of a streetlamp
I turned my collar to the cold and damp
When my eyes were stabbed by the flash of a neon light
That split the night
And touched the sound of silence

And in the naked light I saw
Ten thousand people, maybe more
People talking without speaking
People hearing without listening
People writing songs that voices never share
No one dare
Disturb the sound of silence

"Fools" said I, "You do not know
Silence like a cancer grow
Hear my words that I might teach you
Take my arms that I might reach you"
But my words like silent raindrops fell
And echoed in the wells of silence

And the people bowed and prayed
To the neon god they made
And the sign flashed out its warning
In the words that it was forming
And the sign said "The words of the prophets
Are written on subway walls
And tenement halls
And whispered in the sounds of silence"

Aus: simonandgarfunkel.com, abgerufen am 22.09.2018

Zu deutsch:

Klang des Schweigens

Hallo Nacht, mein alter Freund -
ich rede gern mit dir erneut,
weil Visionen sanft mich trafen;
setzten mir ihre Saat beim Schlafen.
Und die Vision, die gesät ist in mein Hirn,
bleibt noch drin,
mitten im Klang des Schweigens.

In schwerem Traum ging ich allein
enge Gassen, Pflasterstein;
unter einem Laternen-Licht
schloss ich meinen Kragen dicht.
In meine Augen stach ein Blitz voller Neon-Pracht,
brach durch die Nacht
und traf den Klang des Schweigens.

Und in dem nackten Licht sah ich
zehntausend Leute dicht an dicht.
sie reden und sagen nichts aus,
hören, doch machen sich nichts draus.
Leute schreiben Songs, die niemals jemand singt,
und niemand bringt's
zu stör'n den Klang des Schweigens.

„Narren!“ sag ich, „wisst ihr nicht,
Schweigen trägt den Krebs in sich.
Hört auf das, was ich euch geb',
greift meinen Arm, der fest euch trägt.“
Doch meine Worte tropften leise,
verhallten hohl im Schlund des Schweigens.

Und die Leute rühmten kalt
ihr goldenes Neon-Kalb.
Und vom Himmel blitzt' die Warnung,
formt' Worte voller Bedeutung.
Sie lauten: „Lies die Worte der Weisen,
gesprayed an U-Bahn-Wällen
und dunklen Stellen -
sie stimmen ein ins Lied des Schweigens.“

Aus: songtexte.com, abgerufen am 22.09.2018

Mani Matter (1936 – 1972)

Aus dem von Joy Matter 1973 nach dem Unfalltod von Mani Matter herausgegebenen Band
Warum syt dir so truurig?

dr alpeflug

s'sy zwee fründen im ne sportflugzüg
 en alpeflug ga mache
flügen ufe zu de gipflen und
 z'dürab de gletscher nache
hinde sitzt der passagier
 dä wo stüüret, da sitzt vor
und es ratteret und brummet
 um sen ume dr motor

da rüeft dä, wo hinde sitzt:
 lue, ds bänzin geit us, muesch lande!
wie? was seisch? rüeft dr pilot
 los, i ha di nid verstande
wie? was hesch gseit? rüeft dä hinde
 warum landisch nid sofort?
red doch lüter, rüeft dä vorne
 bi däm krach ghör i kes wort

i versta's nid, rüeft dä hinde
 warum machsch's nid? bisch drgäge?
i versta's nid, rüeft dä vorne
 muesch mer's würklech lüter säge!
wie? was seisch? rüeft diese, lue
 dr tank isch läär, du flügsch nümm wyt!
los, bi däm mordsdonnersläärme
 rüeft dä vorne, ghör i nüt

aber los doch, rüeft dä hinde
 gottfridstutz mir hei nid d'weli
tue nid ufgregt, rüeft dä vorne
 red doch lüter, gottverteli!
los, rüeft diese, wem er jitz nid lande
 gheie mir i ds tal!
ghöre gäng no nüt, rüeft äine
 los begryf doch das emal!

so het im motoreläärme
 dr pilot halt nid verstande
dass ihm jitz ds bänzin chönnt usga
 und dass är sofort sött lande
da uf ds mal wird's plötzlech still
 nämlech will ds bänzin usgeit
und jitz wo me's hätt verstande
 hei si beidi nüt meh gseit

Uwe Timm (geb. 1940)



Uwe Timm holte nach einer Kürschnerlehre und der Sanierung des hochverschuldeten Pelzgeschäfts seines verstorbenen Vaters 1963 das Abitur nach. Anschliessend studierte er in München und ab 1966 in Paris Philosophie und Germanistik.

1969 heiratete er die aus Argentinien stammende Übersetzerin Dagmar Ploetz, mit der er drei Kinder hat. Ein 1970 begonnenes Zweitstudium der Soziologie und Volkswirtschaft gab er 1972 wieder auf. 1971 promovierte Timm mit einer Dissertation über das Thema „Das Problem der Absurdität bei Albert Camus“ zum Dr. phil..

Seit 1971 arbeitet er als freier Schriftsteller. Seit 1974 publiziert er in rascher Folge Essays, Erzählungen, Romane, Hörspiele, Kinder- und Jugendbücher. Seinen ersten Grossserfolg hatte er 1993 mit der Novelle „Die Entdeckung der Currywurst“.

Uwe Timm lebt derzeit mit seiner Familie in München und Berlin.

70

Die Entdeckung der Currywurst. Novelle (1993)

Hamburg, kurz vor Kriegsende. Am 29. April 1945 lernt die 43-jährige Kantinenchefin Lena Brücker den 24-jährigen Bootsmann Hermann Bremer in einem Hamburger Kino kennen. Bremer ist auf dem Weg von Oslo in die Lüneburger Heide, wo er sich als Panzersoldat zum »Volkssturm« melden soll. Die beiden verbringen eine gemeinsame Nacht in Lenas Wohnung. Hermann desertiert daraufhin und hält sich bei Lena versteckt. Blockwart Lammers hat Verdacht geschöpft. Lena ist ausser Haus bei der Arbeit. Bremer ist in tödlicher Gefahr.

In diesem Moment hörte er das Klopfen an der Wohnungstür, ein leises, fast zaghaftes Klopfen. Er raffte seine Uniformteile zusammen, lief – er hörte schon den Schlüssel im Schloss knirschen, in die Kammer, verschloss die Kammertür und zog den Schlüssel ab. Er versuchte, seinen Atem zu beruhigen, ein Keuchen, mehr von Angst, Hektik und vom Atemanhalten als von den hastigen Griffen, den paar Schritten, die er laufen musste. Hatte er nichts vergessen? Lag da nicht womöglich noch eine Socke von ihm? Oder das Koppel? Nein, das hatte er in der Kammer. Er blickte durch das Schlüsselloch der Kammertür und sah den orthopädischen Stiefel, sah Lammers im grauen Wehrmantsmantel, sah ihn vorsichtig in die Küche humpeln. Bremer hörte ein Kratzen, ein Schaben. Was macht der da? Dann kam Lammers wieder vorbei, ging in das Wohnzimmer. Dort lag aufgeschlagen der Schultatlas. Das war nichts Verdächtiges. Plötzlich kam der Mantel näher, bis es vor dem Schlüsselloch schwarz wurde, dann, sehr sacht, wurde die Klinke heruntergedrückt, und Bremer fuhr unwillkürlich zurück. An der Tür wurde gezogen, gerüttelt. Schritte, die sich entfernten. Deutlich war zu hören, wie Lammers den Schlafzimmerschrank aufschloss. Lammers ging ins Bad, das ja genaugenommen nur eine Toilette mit einem Waschbecken war. Und da durchzuckte es Bremer: Dort lag sein Rasierzeug. Lammers würde einen Rasierpinsel, einen Rasierapparat und ein Stück Seife finden. Trocken zwar, er hatte sich ja zuletzt gestern eingeseift, aber dennoch war zu sehen, das Rasierzeug war in letzter Zeit gebraucht worden. Lammers kam aus dem Bad, hinkte den Korridor entlang und zog leise

die Tür ins Schloss. Bremer wartete in der dunklen Kammer, und als er nichts mehr hörte, ging er hinaus, ging ins Bad und sah: Das Rasierzeug war verschwunden. Lammers musste es mitgenommen haben.

Er wird kommen, dachte Bremer, er wird zurückkommen mit einer Wehrmachtsstreife, sie werden dich abholen. Sollte er einfach auf die Strasse gehen? Aber da würde ihn jeder Polizist nach dem Ausweis fragen, ein elegant gekleideter junger Mann, der nicht in Uniform steckte, das durfte es gar nicht geben. Die einzige Chance, die einzige winzige Chance ist, wenn sie kommen, zu sagen: Ich bin schwedischer Seemann, dachte er und setzte sich wieder in die Kammer und hörte sein Blut im Kopf rauschen.

Aus der dtv-Ausgabe (6. Aufl. 2003), S. 77 f.

Der Schatz auf Pagensand. Jugendbuch (1995)

Schatzsuche auf der Elbe!

Als Benno, Georg, Jan und Jutta heimlich mit einem alten Segelboot aufbrechen, um auf einer der vielen unbewohnten Inseln einen längst vergessenen Schatz zu heben, werden sie in immer abenteuerlichere Geschehnisse verwickelt.

Am späten Nachmittag schief der Wind ein. Die Sonne lag wie hinter Milchglas und es war schwül-heiss. Die Elbe schien unbewegt, bleigrau. In der Ferne sahen wir den Pagensand. Die Flut setzte wieder ein und trieb uns langsam in Richtung der Insel. Die Segel hingen schlaff herunter. Ich sass im Schatten der Kajüte. Benno steuerte. Jan hatte sich in die Kajüte gelegt und Georg angelte.

Jan sagte aus der Kajüte, lass doch das blöde Angeln, da beisst ja doch keiner an.

Wenn die dich hören, natürlich nicht.

Die sehen Benno, sagte Jan, und darum beissen die nicht. Benno soll den Fischen mal eine seiner Geschichten erzählen. Dann beissen die an.

Ha, ha. Du bist vielleicht witzig.

Wenn wir erzählen, dass wir extra zum Medemsand gesegelt sind, um festzustellen, dass der bei Flut gar nicht zu sehen ist, lachen uns alle aus, sagte Jan und begann das Wasser auszuschöpfen. Hoffentlich kauft uns jemand diesen Äppelkahn an. Nach einer Weile unterbrach Jan seine Schöpferarbeit. Ich bin dafür, dass Benno schöpft. Du hast uns ja auch diese Fahrt eingebracht. Der Expeditionsleiter soll schöpfen. Jan hielt Benno den kleinen Plastikeimer hin.

Später, sagte Benno.

Nix später, du willst dich nur drücken.

Halt die Klappe.

Jan kam aus der Kajüte und wollte auf Benno losgehen. Ich konnte die beiden gerade noch trennen. Die Stimmung war wirklich stinkig. So eine richtige Meuterstimmung. Kein Wind. Stickige Schwüle. Ein Gewitter lag in der Luft. Im Südwesten hatte sich eine riesige weisse Wolke gebildet, wie ein Amboss sah sie jetzt aus, schob sich immer mehr in die Breite.

Guck mal die Wolke da.

Jan kratzte sich das Kinn: Is besser, wenn wir ans Ufer gehen und uns irgendwo einen ruhigen Ankerplatz suchen.

Aber da meldete sich wieder Benno: Wenn wir jetzt schon so dicht vor dem Pagensand sind, dann segeln wir auch hin.

Wenn uns hier draussen das Gewitter überrascht, das kann verdammt gefährlich werden.

Du willst nur kneifen, sagte Benno, dein Grossvater hätte alle Segel gesetzt.

Dieses Kneifen konnte Jan natürlich nicht auf sich sitzen lassen.

Also gut, wenn ihr wollt.

Ja, wir alle wollten möglichst schnell auf den Pagensand.

Gut, sagte Jan, dann halten wir Kurs. Aber ihr müsst paddeln, damit wir schnell genug hinkommen.

Georg und Benno nahmen die Paddel. Los!

Im Südwesten schob sich inzwischen die dunkle Wolkenbank hoch und hatte schon fast die Sonne erreicht. Jetzt sah ich deutlich die Insel. Lang erstreckte sie sich in nordwestlicher Richtung. Sie war mit Weidengebüsch bestanden und Bäumen, ähnlich dem Schweinesand.

Los! Ihr müsst stärker paddeln, sagte Jan, sonst werden wir vom Sturm vorbeigetrieben.

Georg und Benno paddelten, dass ihnen der Schweiß über das Gesicht lief. Jan und ich lösten sie ab. Es war derart anstrengend, dass mir schon nach fünf Minuten die Arme schwer wurden, ich konnte kaum noch das Paddel durchs Wasser ziehen.

Georg sagte, lass mich mal wieder, und nahm mir das Paddel ab. Wie gut, dass Georg mitgekommen ist, dachte ich. Er hilft, wenn es nötig ist. Er macht alles, ohne viel Aufhebens darum. Es gab kaum Streit mit ihm. Und wenn es Streit bei den anderen gab, versuchte er den immer zu schlichten.

Wir mussten die Fahrinne kreuzen, dicht an uns vorbei fuhren Küstenmotorschiffe, ein riesiger Tanker, ein Frachter. In den Heckwellen schaukelten wir, die Segel klatschten schlaff gegen den Mast. Die Sonne verschwand hinter der blauschwarzen Wolkenbank, es wurde immer dunkler und dann rollte der erste Donner über den Strom.

Wir müssen unbedingt vor dem Gewitter auf der Insel sein, hört ihr, unbedingt, sagte Jan.

Man sah ihm an, wie ernst es ihm damit war. Schwarz stand die Wolkenbank über uns. Der erste Blitz zuckte. Plötzlich kam eine Böe und liess die Segel knattern.

Los, brüllte Jan, die Fock runter. Eine weit stärkere Böe folgte und dann eine noch stärkere. Schnell bildeten sich Wellen, erst kleine, aber schon mit Schaumkronen. Benno kroch nach vorn und holte die Fock ein. Es war eine ziemlich schwierige Arbeit.

Jan rief: Das Grosseegel reffen!

Georg musste mit Benno das Grosseegel etwas einrollen. So wurde der Druck des Windes auf das Segel geringer und wir lagen bei den Böen nicht ganz so schräg.

Leg die Schwimmweste an, befahl mir Jan. Wir hüllten uns in unsere Regencapes und Jan zog sich das gelbe Ölzeug an, setzte sich seinen Südwester auf.

Langsam wanderte ein grauer, undurchsichtiger Vorhang von Südwesten auf uns zu, der das Ufer, dann den Strom verdeckte, eine regelrechte Wasserwand. Hagel prasselte herunter. Es tat im Gesicht richtig weh. Georg und ich hockten uns in die Kajüte, während Jan und Benno an der Pinne sassen. Benno trug eine sonderbar aussehende Kunststoffhaube. Ich denke, es war der Hutschoner seiner Mutter. Da der Kunststoff für den Hagelschlag zu dünn war, hatte Benno sich die Haube mit einem Unterhemd ausgestopft.

Wir halten Kurs auf die Insel, brüllte Jan.

Die Wellen wurden höher und höher. Das Wasser spritzte immer öfter ins Boot. Die Spanten ächzten, der Mast knirschte, es pfiif in den Wanten und wir rauschten, obwohl wir gerefft hatten und ohne Fock fuhren, durch das Wasser.

Ihr müsst schöpfen, brüllte Jan.

Georg und ich schöpften. Der Hagel trommelte auf das Kajütendach, dann prasselte ein schwerer Regen nieder. Ich sah Jan und Benno, wie sie die Pinne umklammert hielten. Es blitzte und krachte jetzt fast gleichzeitig. Das Gewitter war direkt über uns. Und in diesem Moment bekam ich erstmals richtig Angst. Denn die Wellen waren jetzt schon so hoch, dass nicht nur Spritzwasser hereinkam, auch aus dem Schwertkasten schoss das Wasser immer wieder in einer Fontäne in die Kajüte. Der Regen war so dicht, dass er vom Sturm wie in Wasserfetzen auf das Kajütdach gepeitscht wurde. Auch in den Gesichtern von Jan und Benno sah ich die Angst, eine von Anstrengung verzerrte Angst. Zum Glück blieb Georg ruhig und das beruhigte mich etwas. Er sass da, sein steifes Bein gegen eine Spante gestemmt, und schöpfte das Wasser in einen Eimer, den ich, war der Eimer voll, über Bord auskippen musste.

Plötzlich gab es einen Knall, dann ein irrsinniges Knattern, ein Peitschen wie von Schüssen. Ich kroch aus der Kajüte. Das Segel war gerissen. Wir trieben, da wir keine Fahrt mehr machten, steuerlos in den Wellen, die jetzt von der Seite auf das Boot zurollten und immer öfter über das Setzbord ins Boot klatschten.

Benno und Jan versuchten durch Paddeln den Bug gegen die Wellen zu richten. Einmal, ganz kurz nur, riss die Regenwand auf und wir sahen die Insel, dann wurde sie wieder von Regenböen verschluckt. Georg und ich schöpften, aber das Wasser stieg so rasch, dass wir nicht mehr dagegen ankamen.

Eine Planke ist gebrochen!, rief Georg. Das Wasser schoss mit einer kleinen Fontäne ins Boot, die ersten Wellen schlugen herein, dann sackte die „Freundin der Winde“ ab. Sie lag bis zum Kajütdach im Wasser, wurde von den heranrollenden Wellen überspült. Der Mast brach durch die starke Schlingerbewegung in der Mitte ab, krachte auf das Kajütdach. Georg konnte sich gerade noch wegducken. Wir stiegen aus dem im Wasser liegenden Boot aus.

Vorsichtig! Festhalten!, brüllte Jan. Nicht wegschwimmen vom Boot!

Wir hielten uns an dem treibenden Boot fest. Immer wieder wurden wir von Wellen überspült. Mit aller Kraft klammerte ich mich an dem Handlauf auf dem Kajütdach fest. Wenn eine grössere Welle uns überspülte, wurde ich besonders stark weggerissen. Die Schwimmweste bot eine grössere Angriffsfläche und hatte zugleich einen starken Auftrieb. Die Jungen tauchten bei jeder Welle ein, wie in einem Wellenbad, während ich mich mit aller Kraft festkrallen musste. Meine Hände waren eisig. Mir war kalt. Mir schlugen die Zähne vor Kälte und Erschöpfung aufeinander.

Ich wollte die Weste ausziehen, aber Jan, der neben mir hing, schrie: Nein, anbehalten!

Dann brachen sich die Wellen. Wir kamen in die Brandung. Und in dem Moment wurde das Boot mit grosser Wucht auf den Grund geschleudert. Es krachte. Die Planken barsten. Der restliche Mast zersplitterte am Mastfuss. Und wieder wurde das Boot mit grosser Wucht auf den Grund geschleudert, dass ich durch den Stoss losgerissen wurde. Die Brandungswelle riss mich in die Tiefe. Ich war zum Schwimmen viel zu schwach, hatte Wasser geschluckt und liess mich einfach treiben. Eine grosse Gleichgültigkeit überkam

mich. Aber die Schwimmweste machte mich zu einem Korken. Wenn die Wellen über mir zusammenschlugen, wurde ich wieder hochgerissen, bis ich Grund unter den Füßen spürte und mich durch die Gischt an den Strand schleifte. Ich warf mich in den nassen Sand, lag da in dem peitschenden Regen und musste mich übergeben, spuckte das geschluckte Wasser aus.

Am liebsten wäre ich liegen geblieben, aber dann dachte ich an Benno, Georg und Jan. Die hatten ja keine Schwimmweste an. Ich rappelte mich hoch und hielt nach ihnen Ausschau. Das Boot lag weiter draussen in der Brandung, wurde von jeder Welle gehoben und wieder auf Grund geschleudert, aber zugleich auch weiter zum Strand geschoben. Ich entdeckte den hellblonden Schopf von Georg, dann Benno und schliesslich auch Jan, sie schwammen an Land, wurden immer wieder von den sich brechenden Wellen überspült. Ich lief zu ihnen, half ihnen ganz an den Strand zu kommen, dort liessen sie sich in den Sand fallen. So lagen wir vier eine lange Zeit da.

Aus: Uwe Timm: Der Schatz auf Pagensand. München: dtv, 11. Auflage 2010, S. 102ff.

Margrit Schriber (geb. 1939)

Margrit Schriber ist in Brunnen und Küssnacht im Kanton Schwyz aufgewachsen. Bis zu ihrer Heirat arbeitete sie als Bankangestellte, danach als Aushilfe in Büros, als Werbegrafikerin und Mannequin. 1976 erschien ihr erster Roman. Seither hat sie zahlreiche Erzählungen, Romane und Hörspiele veröffentlicht. In einer kühlen, federleichten Sprache schreibt sie Alltagsgeschichten, ab 2006 auch historische Romane, „in denen häufig eine desillusionierende Bilanz des Lebens ihrer Protagonisten gezogen wird. Sie begreift sich nicht als Pessimistin, sondern sieht in der Desillusionierung eine Chance zur Veränderung des Lebens ihrer Figuren.“

Margrit Schriber lebt heute in Zofingen/AG und in der Dordogne.

Die falsche Herrin. Roman (2008)

1724 in Oberitalien. Anna Maria Inderbitzin, die Protagonistin aus Margrit Schribers Roman „Die falsche Herrin“, eine wild-schöne Achtzehnjährige, ist auf der Flucht aus Schwyz, wo sie, das missbrauchte und misshandelte Waisenkind, wegen eines kleinen Diebstahls mit Peitschenhieben bestraft worden ist. Ihr Ziel ist Versailles, das Königsschloss samt Park, von dem sie träumt. Die Wäscherinnen, die sie kennen, haben es immer schon gewusst: „Anna Maria findet einen Schatz. Zum Liebhaben geboren, die Kleine.“ Zerlumpt und halb verhungert findet sie diesen Schatz auf einem abendlichen Schlachtfeld. Er wird sie später vom Galgen weg ehelichen, wie es ein altes Gesetz erlaubt. Doch vorher wird sie noch, die, Vater und Tochter Reding in Schwyz beobachtend, gelernt hat, wie vornehm tun geht, das Gelernte nutzbringend anwenden. Sie wird auf einem ländlichen Schloss in der Dordogne als Hochstaplerin Karriere machen und erst in Versailles enttarnt, verhaftet und nach Schwyz vor Gericht gebracht werden. - Margrit Schribers faszinierende, berührende Erzählung fusst auf Archivdokumenten. Ihre Figuren sind das Ergebnis künstlerischer Gestaltung.

Anna Maria findet einen Schatz

74

Sie ist einem begegnet. Der freundlich ist. Der ihr nicht ans Ranzli will. Sie lässt zu, dass er sie begleitet. An der Unterseite seiner Hutkrempe hängt eine Pfauenfeder, die hat zwei Augen. Sie rollen und schielen und wippen beim Gehen um seine Schulter. Während ihres Gesprächs muss Anna Maria immer wieder davonnrennen und auf Zehenspitzen rückwärts balancieren, um das Augenspiel der Feder anzusehen. Danach geht sie wieder an seiner Seite und hüpfte in den Gleichschritt mit ihm.

In der Ferne entdeckt sie ein Glitzern.

„Katzengold“, meint ihr Begleiter.

„Die Kuppeln vom Haus Gottes“, meint Anna Maria.

„Ich höre Gesang.“

Er hört Gebrüll.

Sie reisst sich los und schreitet aus. Sie möchte rechtzeitig zum Halleluja beim Papst ankommen.

Ihr Begleiter lässt sich ans Wiesenbord fallen. Er bleibe. Wenn sie jetzt gehe, käme sie zum Haarus gerade recht.

„Wirst nie wieder Halleluja jublieren, Mädchen!“

Die Bitzenin aber rückt aus und rennt, das hin und her hüpfende Ranzli auf dem Rücken. Als sie den Ort des Glitzerns findet, ist der Klang erstorben, der Boden mit Blut getränkt. Plünderer verlassen das Schlachtfeld mit den letzten Beutestücken.

Die Kleider der Gefallenen sind aufgerissen, ihre wächsernen Hälse entblösst und die Ringe samt den Fingern von den Händen abgetrennt. Auch das Schuhwerk haben die Plünderer den Toten von den Füßen gerissen. Die Bitzenin findet nicht einmal einen Ziegenbeutel voll Wasser oder einen Zinken Brot.

Nur einige händeringende Frauen steigen noch schluchzend über die Toten und drehen den einen und anderen um. Dann verfallen sie in ein klagendes, endloses Gewimmer.

Sie setzt sich auf den Schenkel eines gefallenen Schlachtrosses. Die Vögel kehren zurück. Sie sieht, wie die Wolke des Schwarms einen Augenblick in der Luft schwebt, ehe sich Sprenkel daraus lösen und aufs Schlachtfeld stürzen. Mit ausgebreiteten Flügeln lassen die Vögel sich auf einer Leiche nieder.

Sie muss an ihren Vater denken. Wie er losgeschickt wurde, um mit den Innerschweizern gegen die reformierten Kantone Bern und Zürich zu kämpfen.

„Gott gegen den Teufel“, hatte einer der Soldaten zu ihm gesagt.

Der Vater wetzte seine Sense weiter, ohne aufzuschauen. Als die Klinge scharf war, hob er die Sense auf die Schulter und antwortete: „Deren Händel ist nicht der meinige.“ Grusslos schlurfte er mit klappernden Holzschuhen an den Männern vorüber. Als er die Weid erreichte, gab einer von ihnen einen Büchschuss

in die Luft. „Befehl ist Befehl“, schrie er zum Gatter. „Und ein Sauhund ist ein Sauhund!“ Und der andere rief: „Es kümmert sich einer um die mutterlose Kleine.“

Da blieb der Vater stehen, schüttelte den Kopf. Nach einer Weile kehrte er zum Gaden zurück. Er kniete sich vor sie hin, um ihr ein Kreuz auf die Stirn zu malen.

Das ist das Letzte, woran Anna Maria sich erinnert. An dieses Kreuz auf ihrer Stirn. Und dass sie danach allein war. Gott-Seelen-allein.

Sie drückt den Wollhut fest aufs Haar, stellt die Füsse aufeinander und hält ihr Ranzli. Sie beginnt sich zu wiegen und zu singen, wie als Kind. Ihre Melodie hat keine Höhen und Tiefen. Sie ist langgezogen und traurig, ein Lied für den Tod. Für ein Ross, das keine Weiden mehr sieht. Das ins Getümmel getrieben wurde, um abgeschlachtet zu werden. Und das langsam unter Anna Maria erkaltet.

Irgendwann schläft sie über dem Singsang ein.

Da greift einer nach dem Ranzli. Und fängt die Hand, die sich zum Schlag erhebt.

„Du verpasst das Halleluja, Mädchen!“

Die zwei Augen der Feder schauen sie an.

„Die Kleine verzaubert die Männer“, erzählen die Wäscherinnen. „Den Joannes hat sie verrückt gemacht. In ihrem Mieder wölbt sich, was gefällt. Die Augen blitzen, breite weisse Zähne hat sie im Mund. Der Gang hat etwas Stolz. Sie geht kerzengerade wie die Redingin. Sie trägt den Kopf auf die gleiche Art. Wie eine Blume, die sich auf dem langen Hals der Sonne zudreht.“

„Aber sie ist nicht leicht zu verstehen. Sie sprudelt los, und im nächsten Augenblick verfällt sie ins Grübeln. Dann wieder schäumt sie über vor Freude und schleudert ihr Haar mal über die eine Schulter, mal über die andere.“

„Der See ist ihr Spiegel. Da übt sie ihr schönes Lächeln, ihren Schelmenblick. Sie kämmt sich mit den Fingern durchs Haar, zwirbelt Locken, lässt sie aufspringen und nach vorn übers Gesicht fallen, um es in einer breit ausfächernden Flut in den Nacken zu schütteln. Endlos, meint man. Als schüttle sie alles heraus, um neu zu beginnen, als eine andere.“

Die Waschfrauen erinnern sich.

„Der See zeigt der Bitzenin das verschlossene und traurige Gesicht. Sie neigt sich auf die Wasserfläche und schürft mit ihrem Atem das Spiegelbild zu Bruch. Danach federt sie davon. Auch das ist sie, die Bitzenin. Ihren Muotataler Dialekt hat sie nie verloren. Sie singt, wenn sie spricht. Sie zieht die Laute in die Höhe und in die Tiefe, wie es im Tal üblich ist. Wir bekamen nie genug, sie reden zu hören. Das muss dem Einen besonders gefallen.“

Sein Name ist Magnus Weber. Er ist fünfundzwanzig Jahre alt. Er hat Asien bereist. Viel gesehen, viel erlebt. Soldat möchte Magnus nie im Leben sein. Die Soldaten kämpfen und sterben, weil sie einem König oder Papst einen Schwur geleistet haben. Er hat nur sich selbst einen Schwur geleistet.

Jetzt will er auf der alten Seidenstrasse über Samarkand zur grossen Mauer und von dort nach Peking ziehen. Diesmal in einer Mission: Die europäischen Händler suchen nach einem sicheren Landweg zum kaiserlichen Hof in China. Denn auf dem Seeweg überfallen holländische Piraten die Schiffe der Katholiken und plündern sie aus. Auf seiner Reise will er eine persische, arabische oder tatarische Sprache erlernen. Vielleicht ist in der Geschichte der Entdecker auch noch für ihn eine Zeile Platz auf dem Pergament.

Unterwegs trifft er nun Anna Maria. Sein Tändeln würde den Auftraggebern nicht gefallen. „Statt Fersengeld zu geben, sitzt unser Mann auf einem Schlachtross inmitten von Toten und karisiert.“

In seiner deutschen Heimat hat er keine Zukunft. So wenig wie die Eltern und Grosseltern jemals eine Zukunft hatten. Auch seine Kinder würden nie eine Zukunft haben. Rothgärber sind Randständige. Sie müssen auch Felle von Hunden und Katzen verarbeiten, und wer Aas berührt, gilt als unehrlich. Er darf nicht jagen, nicht fischen, nicht Gäste haben. Darf auch die Schule nicht besuchen.

Wie kommt es, dass er so viel weiss?

Ein Jesuit hat ihm heimlich Unterricht erteilt. Er liest lateinische Bücher ebenso leicht wie deutsche.

Auf dem Schenkel des erkalteten Rosses lehnt Anna Maria am Rücken des Chinareisenden, die Hände um die Knie geschlungen. Sie schaukelt. Inmitten von Toten, die mit ihren klaffenden Wunden und verrenkten Gliedern wie kaputte Puppen herumliegen, die Glasaugen ins Nichts gerichtet.

Sie sagt, dass sie Hunger hat. Seit dem Morgen noch keinen Bissen im Mund. Sie durchwühlt ihr Ranzli. Aber plötzlich schleudert sie es auf den Rücken zurück. Sie hat entschieden, dass sie keinen Hunger hat.

Dann holt sie tief Atem und erzählt. Ein Leben. Ihr Leben, wie sie sagt. Sie lässt aus. Sie erfindet. Die Erschütterungen beim Reden erfassen seinen Rücken.

„Ich bin eine Zofe“, sagt sie. „Die Zofe des Fräulein Reding aus Schwyz. Angesehen im Herrenhaus von Richter Joseph Anton Reding.“

Sie klopft auf ihr Ranzli voller Empfehlungsschreiben. Sie sucht eine Herrschaft von Stand mit prächtigem Garten.

Er hört zu. Stundenlang könnte er dieser gesungenen Rede lauschen.

Magnus sagt, dass es einen Garten gibt, der keinem anderen gleicht. „Versailles heisst er. Sechstausend Hektar gross. Terrassen, Bäume, Kieswege, Blumen, Teiche. Eins hinter dem andern, immer weiter, bis zum Punkt, wo die Sonne untergeht. Der Garten kann nur bei vollem Ranzli abgesritten werden.“

Sie seufzt. Zupft von hinten an seinem Hemd. „Und wo soll dieses Versailles liegen?“

Er bläst über die Feder. „Dort! Wo es schillert. Immer dem Glanz nach. In Richtung der Sonne, die im Wasser versinkt.“

„Wie ist es: das Entdecken?“

„Wenn du satt bist. So ist das Entdecken. Wenn der Kaiser von China dich fragt, ob du etwas brauchst. Du antwortest: Nichts brauche ich. Ich habe alles.“

Sie reibt ihren Rücken an seinem. „Und wie ist es, wenn man nichts mehr braucht?“

„Dann bist du tot.“

Er wendet sich ihr zu. An ihrer Schulter bemerkt er das Mal der Peitsche. In dieser Narbe ist zusammengefasst, was das Mädchen in seiner Erzählung ausgelassen hat.

Er redet vom nie endenden Hunger.

„Hinter dir liegt die Wüste. Die Spiegelungen dieser Wüste. Du hast es geschafft und sinkst an einen Quell. Ein Mädchen mit klirrenden, flirrenden Münzen am Schleier reicht dir das Fleisch einer gebratenen Ziege. Du streckst dich aus. Aber dann denkst du an Schiffe, an Namen anderer Länder und ziehst weiter. Durch Dörfer, Flüsse, über Steppengras, das in der Hitze knistert. Du meinst zu sterben vor Durst und Hunger. Dann geschieht das Wunder. Du erreichst ein Schiff. Du erreichst ein Land um das andere. Brichst auf, einmal übers andere.“

Magnus verstummt, weil sein Blick auf das flache Ranzli fällt, das leer sein muss, vollkommen leer. Über dem Schlachtfeld hat der Himmel sich inzwischen lila gefärbt. Die Ferne ist rauchig blau. Es ist still, das Gejammer der Frauen hat aufgehört, die Vögel sind verschwunden.

Anna Maria löst die Arme von den Knien. Ihre Hand tastet über das Rossfell, schiebt sich immer weiter, bis die Fingerspitzen das Bein von Magnus berühren. Dort kratzen ihre Nägel leise am Stoff.

„Dieser Garten ist über die Massen schön?“

„Verschwenderisch.“

Langsam tastet die Hand an seinem Bein hoch, umfasst seinen Schenkel. Er spürt den Druck ihrer Finger. Das Tanzen dieser Finger. Die Wärme der Kuppen.

Er sagt: „Es ist der schönste Garten, den je ein Mensch gesehen hat. Der Garten ist das Geschenk eines Gottes an die Welt.“

Ihre Hand liegt auf seinem Schenkel wie das Federgewicht eines Kükens. Erst als das Lila des Himmels zerronnen ist, rutscht die Hand an seinem Bein hinab, gleitet übers Ross zurück und umschliesst wieder ihre Knie.

Sie schweigen. Sie spüren eins das andere, Stunde um Stunde.

Die Nacht bricht an. Die Toten sind nur noch dunkle Packen zerschlissenen Stoffs, die jemand wegge-
worfen hat.

Mit einer jähen Bewegung zupft Magnus die Pfauenfeder vom Hut und wendet sich Anna Maria zu. Behutsam setzt er die Federspitze an ihren Brauenbogen, führt sie über den Nasenrücken zum Mund. Dann pinselt er ihren Namen an den Himmel. Darunter malt er seinen Namen in chinesischer Schrift. Damit es sie beide dort oben gibt. Damit eins das andere nie verliert.

„Du richtest den Blick zum Himmel, und unsere Augen begegnen sich.“

Sie legt die Hand auf die Lippen, damit die Zeichnung bleibe.

Er sagt, dass er sie mitnehme. Dass sie sich niemals trennten. Sie schweigt.

Als ein helles Zittern über den Schmelzpunkt von Himmel und Erde läuft und Magnus schläft, zieht sie das Seidentuch von ihrem Hals. Sie legt es um die Feder.

Die Pfauenaugen sind auf sie gerichtet, als sie ihn verlässt.

Mit Blick auf „Glänzende Aussichten“, ihren neuesten Roman, erzählt die Autorin: „Die verrückteste Tat meines Lebens war der Kauf einer Hochfrequenz-Autowaschanlage. Damit wollte ich eine Garage retten, die ich verwaltete. Ich brauchte dazu einen mörderischen Mut. Das war vor vierzig Jahren. Manchmal weht mich die Erinnerung an diesen Kauf wie ein Schmetterling an. In diesem Roman habe ich den Schmetterling nun gefangen.“

Glänzende Aussichten. Roman (2018)

Seit dem Tod ihres Vaters betreibt Pia (45) die ausserhalb des Dorfes gelegene Tankstelle samt Kiosk mit Imbiss allein. Hartnäckig wehrt sie sich gegen Übernahmeveruche diverser dubioser Herren. Ihre smarte Freundin Luisa, langjährige Geliebte des Bauunternehmers Holzer, will allein verreisen. Am Vorabend des Abflugs stöbert sie in Pias Shop.- Später gerät Pia geschäftlich immer mehr unter Druck. Weil die Kunden ausbleiben, ergreift sie die Flucht nach vorn: Sie stellt die modernste, grösste Autowaschanlage weit und breit auf. Mit unabsehbaren Folgen.

Luisa geht von Gestell zu Gestell. Vor sich hin summend, probiert sie neueingetroffene Fahrradhandschuhe aus Glacéleder. „Ich habe einen Flug gebucht“, sagt sie. Nach Bali. Götter, Tempel, Zeremonien. Und schokoladenbraune Loverboys.

Sie küsst die Fingerspitzen. „Ich fliege morgen und bin zwei Wochen weg.“

Ich werde sie vermissen. Wenn sie fort ist, habe ich immer ein wenig Angst um sie, weil alles Mögliche geschehen kann. Ich blättere meine Zeitungen durch und bin heilfroh, wenn kein Flugzeug abgestürzt oder Schiff untergegangen ist.

Sie untersucht die Gurte an Kindersitzen. Greift zerstreut nach Dingen, die sie nicht benötigt. Erwartet Antworten auf Fragen, die sie nicht sonderlich interessieren. Die Reaktion von ihrem Geliebten auf ihre plötzliche Reise interessiert sie. Willi Holzer wird geschockt sein. Plötzlich ist seine Taube nicht mehr jederzeit erreichbar.

„Du willst die Lanze sein, die sich morgen ins Herz des Baumeisters bohrt?“

Sie lächelt. Wenn er merkt, dass sie keinen Anruf beantwortet und die Wohnungstür nicht öffnet, schwebt Luisa schon über Abu Dhabi.

Da sie gepackt hat und im Hochhaus nichts auf sie wartet, hält sie sich lange im Laden auf. In ihrem Alter findet man die Stille grässlich. Als hätte man als Frau versagt.

„Stille dröhnt“, findet sie. „Stille ist eine Leier, die ständig wiederholt, was dir durch die Finger rinnt: Schönheit, Einfallsreichtum, die Kunst zu verführen, die Raffinesse der Berührung, die Zartheit der Haut, der Glaube an deinen Zauber, Unbesiegbarkeit und unerschöpfliche Möglichkeiten.“

„Alles Gottgegebene verpufft!“, sage ich.

Ihre aufgerissenen Augen sind wie Delfter Porzellan mit winzigen Fissuren drin.

Auf ihrer Rundumterrasse pflegt sie Pflanztöpfe. Weil sie riesige rotgoldene Blütenbommeln mag, sehe ich diesen Farbenkranz von der Tankstelle aus. Ich schaue jeden Tag zu ihrer Terrasse. Ich weiss immer, wann sie aufsteht und wann sie zu Bett geht. Nachts wirkt das Licht im sechsten Stock wie ein einsamer, über dem Dorf schwebender Stern. Ich hauche meinen Gruss in die Nacht hinaus.

Früher fürchtete ich die Dunkelheit, heute mag ich die Nacht. Weil ich allein hier draussen wohne, habe ich sie für mich allein. Ich mache Spaziergänge im Mondschein zum Wald, der an das Feld hinter meinem Haus grenzt. Die Tannen werfen ihre Schatten bis zu meiner Werkstatt. Ich hüpfte über ihre schräge Schraffur, halte den Atem an und horche, ob der Boden unter meinem Gewicht leise stöhne. Es würde mich richtig stolz und glücklich machen. Ich habe kein sehr feines Gehör, doch eine Vorstellung vom Möglichen. Wenn der Boden ein Gedächtnis hat, erinnert er sich an jeden Hüpf. Meine Arbeit hier zählt wenig. An einer Tankstelle passieren nach Meinung von Luisa nur Fliegenschisse. Ich bedaure das, weil das Leben kurz ist, und die Kette der gesammelten Erlebnisse darum von Gewicht sein sollte. Ich gebe zu, dass mich das beschäftigt. Ich bin nur ein Pünktchen und verschwinde in der unermesslichen Zeit. Ich möchte so gerne glauben, dass ich eine Spur in der Welt hinterlasse.

Mein Vater fand, dass sich jede Anstrengung lohnt. „Wir sind Teil von einem grossen Ganzen. Das gibt uns eine Würde.“ Er war der klügste Mechaniker der Welt.

Aus: Margrit Schriber, Glänzende Aussichten. Roman. München: Nagel & Kimche im Carl Hanser Verlag 2018, S. 17 f.

Peter Handke (geb. 1942)

Im Ort Griffen in Kärnten 1942 geboren, wurde Peter Handke trotz Kindheit in schwierigen Verhältnissen dank seiner Begabung, Initiative und Originalität früh als junger Wilder der deutschen Literatur bekannt. Er besuchte sechs Jahre das dem Priesterseminar Marianum in Maria Saal angeschlossene katholisch-humanistische Gymnasium und wechselte dann, der Lektüre verbotener Bücher von William Faulkner, Georges Bernanos und Graham Greene überführt, auf das humanistische Gymnasium in Klagenfurt. Nach der 1961 mit Auszeichnung bestandenen Matura studierte er bis 1965 in Graz Rechtswissenschaften, verbrachte viel Zeit in Kinos und an Rockkonzerten, war nebenher journalistisch und schriftstellerisch tätig und absolvierte anstehende Prüfungen meistens brillant.



1964 begann er seinen ersten Roman, „Die Hornissen“, zu schreiben. Mit einem spektakulären Auftritt 1966 an der Tagung der Gruppe 47 in Princeton – er hielt eine längere Schmährede auf die aktuelle Literatur und deren „Beschreibungsimpotenz“ - schaffte er den Durchbruch als Autor. Seither war und ist er sehr produktiv als Erzähler, Essayist, Dramatiker, Lyriker, eckt immer wieder einmal mit politischen Ansichten, etwa seiner proserbischen Position in den Jugoslawienkriegen der 1990er Jahre, an, reist viel in der Welt herum und ist als Autor nach wie vor innovativ. Nach zahlreichen Wohnortswechseln lebt Handke heute in der Nähe von Paris.

In seinen „Versuchen“ experimentiert Handke mit einer neuen Form des autobiographisch getönten essayistischen Erzählens. Fünf solcher Versuche hat er bis heute vorgelegt:

- 1989 Versuch über die Müdigkeit
- 1990 Versuch über die Jukebox
- 1991 Versuch über den geglückten Tag
- 2012 Versuch über den Stillen Ort
- 2013 Versuch über den Pilznarren

„Im Versuch über den Stillen Ort“, schreibt der chinesische Germanist Jie You, „wird ein privater, im landläufigen Sinne häufig ein trivialer Raum, zum Gegenstand der Behandlung gewählt. Die Erinnerungen an die verschiedenen Lebensphasen des Erzählers werden mit unterschiedlichen Typen der Stillen Orte verbunden. Das Subjekt erlebt in diesem separaten und speziellen Raum eine Epiphanie, bei der es eine andere Wirklichkeit erfährt und das Verhältnis zwischen dem Individuum und der Gesellschaft reflektiert. Der Raum hat von daher eine weitere Bedeutung als Einkehrort und ist nicht nur ein Ort für das physiologische Bedürfnis. Reflektiert wird nicht nur der Ort/Raum, die Funktion der Sprache als das Bezeichnende und das Bezeichnete, sondern auch die Perspektive, aus der die Welt betrachtet und wahrgenommen werden kann. Starre Konvention und gesellschaftliche Probleme werden durch die subjektiven Erfahrungen des Ich-Erzählers und seine Reflexion über den stillen Ort in Frage gestellt.“

Aus: Jie You: Peter Handkes *Versuche*. Eine Poetik des Alltäglichen. Diss., Münster 2016, S. 31.

Versuch über den Stillen Ort (2012)

Zitiert nach der 2014 als Suhrkamp Taschenbuch (st 4556) erschienenen Ausgabe

Im Haus des Grossvaters

Es war an der Schwelle zwischen der Kindheit und dem Heranwachsendenalter, dass der Stille Ort mir etwas zu bedeuten begann über das Übliche oder Gewohnte hinaus. Wenn ich mir heute, hier am Schreibtisch weit weg von den Kindheitsgegenden wie der Kindheit, die Klosetts nach dem Zweiten Weltkrieg in Ostberlin, Niederschönhausen, dann Pankow, und später der Abort des bäuerlichen Grossvaterhauses im südlichen Kärnten vergegenwärtigen möchte, kommen mir nur spärliche Bilder in den Sinn – von der Grossstadt nicht ein einziges -, und ausserdem, und vor allem, gibt es mich nicht in ihnen, nicht als Kind und nicht als ein Wesen; fehlt in ihnen ein Ich oder Ich selber; sind diese Bilder wesenlos.

Nichts als Das Übliche: die handlich zu mehr oder weniger dicken Packen zurechtgeschnittenen Zeitungen, gelocht und an einer Schnur in der Holzbretterwand hängend, mit der Variante, dass die Sprache der Schnipsel überwiegend das Slowenische war, des vom Grossvater abonnierten Wochenblatts „Vestnik“ („Der Bote“). Der senkrechte Schacht vom Sitzloch hinab Richtung Misthaufen, der zu dem Viehstall unten gehörte – oder führte er nicht doch weiter zu einer Art Sickergrube? -. Mit der Nuance, dass jener Schacht ungewöhnlich lang war, oder mir Kind jedenfalls so erschien, indem der Abort sich im ersten Stock des in einen Steilhang mitten im Dorf gebauten Bauernhofes befand, am Ende einer ausgedehnten hölzernen Galerie, in deren Übergang zur Scheune, Teil oder Winkel zugleich dieser wie auch der Galerie, vollkommen unauffällig, von derselben grauen Verwitterungsfarbe wie die Planken der Galerie und die Bretter der Tenne, leicht zu übersehen, kaum als eigener Ort kenntlich, nicht einmal als Verschlag, geschweige denn als „Abtritt“, zumal das mehr oder weniger landesübliche Herz in der Türe fehlte, und diese auch nicht als eine Türe kenntlich war – nichts als die zwischen Galerie und Tenne leicht vorspringende Bretterwand, in den Augen eines Ortsfremden vielleicht die Nische für die grossväterlichen Zimmermannswerkzeuge.

Jedoch es kam ins Haus selten ein Besucher, höchstens, einmal im Jahr, der Bezirksvertreter der Allgemeinen Versicherung, der „Assicurazioni Generali“, und für den hätte im Fall eines Brandschadens oder Blitzschlags eine solche Räumlichkeit kaum mitgezählt. Auffällig, so oder so, wie weit weg von allem sonst, Alltag wie Fest, jener bäuerliche Abort lag; schwer vorstellbar in dem slowenischen Dorf Stara Vas, im Unterschied zu den bürgerlichen Marktflecken unten in der Ebene, ein öffentliches Notdurftverrichten wie etwa auf manchen holländischen Genrebildern aus dem 17. Jahrhundert.

Jetzt aber fällt mir an jenem Stillen Ort noch etwas Spezielles auf: das Licht in dem kleinen Verschlag, sogar zweierlei Lichter (ohne Lichtschalter natürlich, und ich weiss nicht, wie die verzweigte Familie in der Nacht dahin fand über die finstere Galerie, mit Petroleumlicht? Taschenlampe? Kerze? Tastend?): das erste der Lichter oben, an Ort und Stelle sozusagen – wie es durch die Ritzen des Holzverschlags kam? Nein, der Grossvater war Fachmann genug, dass er beim Zimmern keinen Platz für auch nur eine Ritze gelassen hätte – das Licht drang vielmehr durch das Holz und aus dem Holz selber, wie gefiltert, punktweise auch durch die winzigen, kaum nadelöhrgrossen Durchstiche an den einstigen mehr oder weniger runden Aststellen des zu Brettern gesägten Baumstamms, die im Trocknen vielleicht stärker geschrumpft waren als der Stamm. Seltsames indirektes Licht, wie nirgends sonst im Haus; indirekt, das heisst ohne Fenster, dafür umso stofflicher; Licht, das umgab – von dem man sich in dem Stillen Ort umgeben fand – man? – ich, also doch schon damals „ich“ dort?

Und das zweite der Lichter? Das beim Blick in den langen senkrechten Schacht nach unten, auf den Ausschnitt des Misthaufens gleichsam in der Tiefe. Es ist das ein Licht, welches schachtaufwärts steigt – erwartet euch bitte kein „zugleich mit dem Gestank“, keine Erinnerung an den, keine Rede davon -, nicht bis zu dem, zu „mir“, der hinunter durch das Loch äugt, sondern höchstens bis zur halben Höhe des Schachts, nein, nicht einmal, kaum eine Ellbogenlänge hoch, und sich dort unten konzentriert, ein ganz anders stofflicher Schimmer als der den Äuger oben umgebende, ein Schimmern, das wohl verstärkt wird von dem vielen Gelb des mit dem Viehmist vermengten Strohs in der Tiefe und die Innenwände des Schachts plastisch macht, indem es deren Form, den Kreis, nachzieht: lebende Geometrie, natürliche. Und warum fällt mir dazu jetzt die von meiner Mutter erzählte örtliche Anekdote wieder ein, wonach ein Kind einen Korb voll wohlgeformter glänzender Birnen dem Dorfgeistlichen aufwartet mit der Bemerkung: „Herr Pfarrer, ich soll sie grüssen von meinen Eltern mit diesen Birnen vom Scheisshausbaum!“?

Im Internat

Erstmals als eine Zentralfigur, in Fleisch und Blut, leibhaftig, sehe ich mich an solch einem Stillen Ort dann fern von der Dorfheimat – ja, so hiess die einmal. Das war während der Jahre im Internat. Und am eindrücklichsten ist das geschehen dort gleich am Anfang, am Abend des Tags meines Eintritts (oder wie ich das nennen soll). Es war das ein Tag Anfang September in den fünfziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts, es regnete stark, und es wurde früh dunkel; damals war in unseren Breiten noch keine Sommerzeit eingeführt. Von dem ersten gemeinsamen Nachtmahl der vielleicht dreihundert Zöglinge mussten wir in dem riesigen Speisesaal – noch nie hatte ich in einem Saal gegessen, war überhaupt noch keinmal in so etwas wie einem Saal gewesen, es sei denn, im Turnsaal – allesamt aufstehen und den von dem geistlichen Präfekten vorgebeteten Segen nachsprechen.

Sehr lange war dieses Gebet, oder es kam mir bloss so vor, wohl auch deshalb, weil ich schon all die Zeit, seit der Ankunft im Internat am frühen Nachmittag, darauf aus gewesen war, meine Notdurft zu verrichten, in dem weitläufigen und verschachtelten Gebäude, einem ehemaligen Schloss, aber die Toilette(n) nicht fand, auch gar nicht suchte. Und fragen? Wie ging das dort? So standen wir Neulinge, Wildwüchslinge aus den entferntesten Landwinkeln, und standen, und beteten nach, und der kalte Abendregen klatschte jenseits der verschlossenen Refektoriumstüren heftiger und heftiger auf die Kieswege draussen im Schlosshof, wo, oder täusche ich mich?, dazu noch der Schlossspringbrunnen dazwischenplätschert, und wenn wir uns niederlassen könnten, auf die Bänke an den langlangen Esstischen. Doch nein: Stehengeblieben und weitergebetet, und als wir uns endlich setzten, flutete etwas, wie ich meinte, Unübersehbares, von all den Heranwachsenden am Tisch Beäugtes über den schönen alten von vielen Lustern bestrahlten Schlosssteinboden, mäanderte vor aller Augen von Bankbein zu Bankbein, und weiter von Tischbein zu Tischbein, klammnass wie an den Beinen, vom „Schritt“ an, die neue Hose für den neuen Lebensabschnitt, ebenso wie unten an den Füssen die, mehr oder weniger, nagelneuen Schuhe.

So bin ich sitzen geblieben bis ans Ende des Nachtmahls, starr, essend als ob, tuend als ob. Danach freilich, kaum zur Tür hinaus, bin ich auf der Stelle aus dem Massengedränge ausgeschert, weg, weit weg in den finstersten Winkel des Arkadenhofs. In der Erinnerung stehe ich, endlich!, im Lichtlosen, an einen Pfeiler gelehnt, und weiss in solcher Fremde – ich, der ich von klein auf diese wie jene Fremde gewohnt war – im Wortsinn weder aus noch ein. Weder hinaus ins Freie war denkbar, und nicht bloss wegen der versperrten Tore und des herabstürzenden Regens, noch zurück zu den andern, meinen Altersgenossen, in die Studier-, dann Schlafsäle: für immer hatte ich mich bei denen dort unmöglich gemacht.

Ein Rauschen, ein spürbar anderes als das vom Regen, ist dann vernehmbar geworden im Rücken des neuen Zöglings. Es tönte offenbar hinter einer Tür, und dies zeigte sich offen, die Tür zu der entlegensten und verstecktesten Toilette im Internat, vielleicht bestimmt für Besucher, oder die Gärtner, oder die auswärtigen Arbeiter, sonst immer abgesperrt, und an diesem Abend zufällig zugänglich. Ich habe kein Licht angeschaltet beim Eintritt, habe keinen Schalter gesucht, bin nur im Stockfinstern gestanden, umgeben von dem Rauschen, einerseits von den Pissoirs, andererseits aus ein, zwei der Kabinen, wo die Spülung undicht war. Lange habe ich mich nicht von der Stelle gerührt. Meine Notdurft war ja, wohl oder übel, schon woanders verrichtet. Aber das dort war jetzt der Ort für eine ganz verschiedene Not, und da zu bleiben hat die, mit der Zeit, im Verlauf einer Stunde oder so, gestillt, zumindest fürs erste – für den Anfang im Internat. Erstmals war ich es, war es meine Person, um die es ging an dem Stillen Ort. Und erstmals brachte der mich zum Hören, einem für solch einen Ort, auch für später, typischen und mich bestimmenden. Was so sich hören liess, war nicht allein das vielerlei Rauschen, innerhalb und ausserhalb der gleichbleibend kalten mauern, vielmehr das dadurch und ebenso durch das Fernsein gedämpfte Lärmen oder was auch der Mitzöglinge oben in den Etagen, welches derart nicht mehr als Lärm ankam, nicht mehr als Gegell und Gebrüll, sondern, für Momente, fast als etwas Heimeliges, fast. Das Rauschen an jenem lichtlosen Stillen Ort als der Grundton. Aber der Ton, welcher zählte, war, weitab im Hintergrund, der andere.

Das Klosett, und nicht nur dies eine in dem Gelände, bedeutete für mich während der Jahre im geistlichen Internat einen möglichen Asylort, wenn ich mich zu dem auch kaum mehr geflüchtet habe. Ich weiss nicht, warum mir das weit häufigere Aufsuchen des Beichtstuhls im Laufe der heiligen Messe jetzt als, zu einem gewissen Grade freilich bloss, etwas Vergleichbares vor die Augen kommt. Vergleichbar wie? Indem es

mich, ohne dass ich dem unsichtbaren „Beichtvater“ irgendwelche Sünden, und schon gar keine speziellen, zu beichten hatte – statt dessen frei nach dem Gewissenserforschungskatalog aus dem Katechismus ein paar Formeln heruntergeleiert -, indem es mich wegzog von den anderen, den Mitzöglingen in den Kirchenbänken, überhaupt der ganzen Gesellschaft, der ganzen Veranstaltung an einen Ort im Abseits, und der Beichtstuhl, das Beichthäuschen befand sich ja in der Tat abseits, gemäss der Erinnerung weit hinten im Kirchenschiff, und es war schon gut, sich dorthin auf den Weg gemacht zu haben. Freien Herzens, zumindest freieren, fast beschwingt dann in der Regel der Rückweg zu den Genossen, in die Zeremonie, jedoch nicht etwa, weil man im Dunkel des Beichtstuhls vor dem Ohrmürriss des sonst unsichtbaren Beichtigers sein Gewissen erleichtert hätte – was hiess eigentlich damals „Gewissen“?

Seite 31-38:

Allein unterwegs

Das erzählende Ich hat gleich nach dem Abitur darauf verzichtet, mit seiner Klasse nach Griechenland zu reisen, sondern will allein sein und zieht auf eigene Faust und mit unbestimmtem Ziel los.

Die Nacht verbracht – „Übernachtung“ wäre nicht das Wort – habe ich in der Toilette des Zugbahnhofs all dort. Das Geld war mir ausgegangen, oder reichte jedenfalls nicht mehr für eine Herberge, auch nicht für eine Jugendherberge, welche es in der Stadt Spittal damals, auch heute?, gar nicht gab. Dafür wurden die Bahnhöfe ab einer bestimmten Nachtstunde nicht geschlossen, und so konnte ich mich bis Mitternacht, und vielleicht länger, in dem Gebäude, samt Areal, herumtreiben.

Es war eine Zeitlang noch fast warm, es war ja Sommer. Nur dass, damals zumindest, die Sommernächte in der Regel bald abkühlten; eine durchwegs laue Nacht: im Gedächtnis eine grosse Seltenheit, etwas ganz Besonderes – man wollte dann um keinen Preis hinein ins Haus, vielmehr weiter draussen sitzen bleiben, zusammen, ja, mit den anderen, still, auch die vereinzelt Worte hier und Naturlaute dort Teil der Stille, und auch wenn kein Geissblattduft durch so eine Sommernacht strich, nichts als der leicht Nachtwind, so galt der doch gleich viel wie das Südstaaten-und-Mississippi-Geissblatt in den Büchern William Faulkners.

Am und im Bahnhof von Spittal a.d. Drau wurde das nicht so eine Sommernacht. Lang vor Mitternacht zog es im Freien an, und die Kälte breitete sich bald auch im Innern des wie nach sämtlichen Seiten offenen Gebäudes aus. Zuerst bin ich noch den weiteren Umkreis draussen abgegangen, an den Eisenbahnergärten entlang und hinab in die Flussauen, wo das Bahnhofslicht nicht mehr durchdrang, später den engeren Kreis, einen immer engeren.

Episodisch war es noch ein Zeitvertreib, der mir sozusagen einheizte und von der Müdigkeit ablenkte, auf den verschiedenen Bahnsteigen den Zügen zuzuschauen, vor allem den Fernzügen, nach Athen, Belgrad, Sofia, Bukarest, nach München, Köln, Kopenhagen, Ostende – die hielten im übrigen alle. Es fuhren dann aber immer weniger, und ab einem bestimmten Moment nahm die Müdigkeit überhand. Sie wurde so bedrängend, dass ich nicht mehr aus noch ein wusste. Oder dann doch: Ich schloss mich ein in eine der Kabinen der Bahnhofstoilette, welche sich, wenn auch abseits, irgendwo im Inneren der Anlage befand.

Die Tür war zu öffnen mit einer Schilling-Münze, und d als ich sie abspernte, spürte ich erst einmal eine gewisse Geborgenheit oder Aufgehobenheit. Ich habe mich umstandslos auf den gekachelten Boden gelegt, den Seesack als Nackenpolster. Die Kabine war freilich so klein, dass an ein Ausstrecken nicht zu denken war, und deshalb habe ich mich, den Kopf an der Hinterwand, in einer Art Halbkreis um die Klosettmuschel geringelt. Das Licht in der eher weitläufigen Bedürfnisanstalt, ziemlich hell, weiss, blieb die ganze Nacht an und kam nur leicht gedämpft in die nach oben und, für etwa eine Kinderfussbreite, auch nach unten offene Kabine. Zugedeckt mit ein paar Anzihsachen aus dem Seesack, versuchte ich zu lesen, Thomas Manns „Buddenbrooks“, die mich am Vortag in Radenthein, nach langem eher Befremdetwerden, unversehens mit sich genommen und beschwingt hatten, als es gegen Ende ans Sterben ging und der Todgeweihte darüber geradezu luftig ins Sinnen geriet.

Aber an ein Weiterlesen, gekrümmt im Halbkreis um die weisse Abortkachel, war nicht zu denken. Auch kam die Müdigkeit, nach der ersten Aufregung, sich an solch einem Schlafplatz zu befinden, umso wuchtiger zurück. (Noch jetzt, heute, im Aufschreiben, macht sie mir Kopf und Augen schwer, und ich muss mit dem Drang kämpfen, mich auf der Stelle schlafen zu legen, so wie damals, als meine einzige Vorstellung die eines Bettes war.)

Die Augen sind mir dort zugefallen. Nur kam ein Schlafen in dem WC nicht in Frage. Obwohl ich die Eintrittsgebühr entrichtet hatte, empfand ich mich, mit der Dauer der Nacht immer stärker, als jemand Illegalen. Ich hatte kein Recht, auf dem Boden der Bahnhofstoilette zu liegen, geschweige denn, da zu schlafen. Und trotzdem sperrte ich nicht auf und trat hinaus ins Freie. Es gab keinen anderen Ort für mich, nachtlang, als den da. Das war jetzt mein Ort, samt dem Schemen meines Gesichts in der Muschelkachel, welcher ich bis nach dem ersten Morgengrauen zugewendet lag, samt dem Schmieröl, oder was es war, rund um die Schrauben, mit denen der Kachelsockel im Boden befestigt war, samt den Härchen, oder dem Flaum, oder dem Mulch, oder was es war, rund um die Ringe des Schmieröls, samt den schlafenden Fliegen – „ah, Schlaf!“ – oder Spinnen, oder Weberknechten, oder was sie waren, an den Kabinenwänden.

In meiner Lage als illegaler hörte ich, so anders als bisher, die Geräusche der Aussenwelt, wie sie bei mir in meinem Stillen Ort ankamen, statt entrückt oder gar gegenstandslos, vielmehr haut- oder trommelfellnah. Zum einen war solch ein Hören vielleicht ganz normal, da jene Nachtstunden vor allem die der Güterzüge waren, welche jeweils ohne Halt als eiserne Wilde Jagd über die Gleisfelder schossen. Zum andern schlug dem unrechtmässig da Liegenden auch das ferne Rufen der Eulen in den Flussauen in den zunehmend langen Perioden der Lautlosigkeit als ein „Da ist er – da liegt er – fangt ihn – fasst ihn – haltet ihn!“-Schrei an das Ohr. Sogar das sommerliche Grillenzirkonzert in den Eisenbahnergärten (so kalt konnte die Nacht also gar nicht gewesen sein) scheuchte ihn aus dem Beinah-Schlaf, indem es plötzlich im Gehörgang losschrillte oder trillerte; und ebenfalls die allerleiseste Böe von einem der Bahnhofsbäume. Von einem Stillen Ort konnte während jener immer wieder doch vollkommen stillen Nachtstunden keine Rede sein.

Trotzdem zog es mich an keinen andern Ort. Mit der Zeit wünschte ich mich auch nicht mehr weg in ein Bett. Ich wollte um jeden Preis die Nacht lang, bis zum ersten Tageslicht – das freilich zu Julibeginn sehr früh spürbar wurde -, im Halb- oder Fastkreis um die Emailmuschel der Bahnhofstoilette liegenbleiben, wobei mir jetzt einfällt, dass der landweit bekannten Sage nach, wenn die Wilde Jagd nachts auf Töten aus durch die Lüfte braust, die Bedrohten unten auf der Erde Schutz fänden, indem sie sich hinlegten und einer mit dem andern ein Wagenrad bildete. Was aber war, wenn man allein war? Ich bildete allein ein Rad, fast, aber schon das gab dann allmählich, eine wenngleich eher schwache, Zuflucht.

Seite 47-49:

Als Student in Wien

Eines Abends erschien dort, weit weg von mir in meiner Ecke, im Fernseher, am Ende der Nachrichten, von denen bei dem ständigen Lärm und Getöse im Saal nichts oder kaum etwas zu hören war, gar seltsam auf dem Bildschirm, überaus fremd und nobel, das Gesicht William Faulkners, und ich weiss nicht, warum mir in meinem Sitzwinkel auf der Stelle klar war, dass der Schriftsteller, mir, seinem Leser, alle die Jahre eine Art Vater, an dem heutigen Tag gestorben war. Eine gewaltige, eine schmerzhaft-sanfte Stille breitete sich in mir und um mich herum aus, und diese begleitete mich auch, als ich dann – es war wohl im Juli 1962? – nachts mit dem Fahrrad zu meiner Unterkunft am Stadtrand fuhr, eine Stille, welche sich ausdehnte über die ganze Stadt.

Die stillen Orte kraft des Lesens (womit, selbstverständlich oder auch nicht, kaum das sogenannte Lesen am Stillen Ort gemeint ist): fast eine Binsenweisheit. Merkwürdig dagegen wieder, und vielleicht am allermerkwürdigsten, dass ein stiller Ort, jenseits von Buch und Kindheitsbehausungen, sogar aus blossen Körperwendungen sich umreissen liess, ungeplant wiederum, unbeabsichtigt. Das konnte auch ein Innehalten schaffen, ein Umkehren, ein Rückwärtsgehen, ein blosses Atemanhalten. Am verlässlichsten, oder

kommt mir das nur jetzt, im Aufschreiben wieder, so in den Sinn?, war jene Bewegung, die ich mir damals abgeschaut habe aus der Lektüre von Thomas Wolfes „Schau heimwärts, Engel!“, wo Ben, der ältere und schon jung altersweise Bruder des Helden, sooft er Gerede, Streit, Unsinn, Krieg usw. der Familie oder sonstwessen wieder einmal über hat, den Kopf über die Schulter zurück in einen leeren Winkel des Hauses oder sonstwohin wendet und zu seinem „Engel“ dort sagt: Nun hör dir das an!“ Noch heute folge ich in ähnlichen Situationen dem Beispiel Bens, indem ich über die Schulter wegblicke, dorthin, wo nichts ist, nur dass ich den Engelsatz im stillen ausspreche und der Unfug, den der Engel in seinem stillen Ort sich anhören soll, in der Regel von mir selbst stammt.

Es ist jetzt der Moment, klarzustellen: Die so oder so stillen Orte haben mir nicht allein als Zuflucht, Asyl, Verstecke, Rückzugsgebiete, Abschirmungen, Einsiedeleien gedient. Zwar waren sie das zum Teil, von Anfang an. Aber sie waren, ebenfalls von Anfang an, zugleich etwas Grundanderes, auch mehr; viel mehr. Besonders dieses Grundandere, dieses viel Mehr hat mich ja bewegt zu dem Versuch hier, über es im Aufschreiben ein wenig, naturgemäss bruchstückhafte Klarheit zu schaffen.

Seite 75-77:

Stille und Lärm

Was ich mich während des Aufschreibens hier insgeheim manchmal gefragt habe, frage ich mich jetzt schriftlich: War mein Aufsuchen der Stillen Orte, im Lauf des Lebens gleichsam weltweit, immer wieder auch ohne spezielle Notwendigkeit, vielleicht ein Ausdruck, wenn nicht von Gesellschaftsflucht, so doch von Gesellschaftswiderwillen, von Geselligkeitsüberdruß? Indem ich inmitten der anderen abrupt aufstand und von ihnen wegging, möglichst um mehrere Ecken und über neunmalneununddreissig Stufen: ein asozialer – ein antisozialer Akt? Ja, das war, und ist, zeitweise unabstreitbar der Fall. Aber selbst da traf das in der Regel nur für die ersten Momente zu, das wortlos brüske Aufstehen und Sichentfernen. Schon während der Passage, möglichst mit Umwegen, hin, zugleich: „Nichts wie hin!“, zu dem Stillen Ort, konnte das anders werden; konnte sich die Eindeutigkeit in eine Mehrdeutigkeit verwandeln. Und es stimmte auch, dass das Verriegeln der Toilettentür in eins ging mit einem grossen Aufatmen: „Endlich allein!“

Doch wie kam es dann andererseits, dass die Stille des Ortes zwar eine Wohltat war, sie aber stärker noch wirkte, sooft sie begleitet wurde von den Geräuschen der Aussenwelt, dem Wind, einem Fluss vor dem Fenster, vorbeifahrenden Zügen, Fernlastern, Strassenbahnen, sogar Polizei- oder Ambulanzwagensirenen? Und am stärksten vielleicht wirksam wurde grundiert aus der Distanz von den Geräuschen der Gesellschaft und überhaupt des Raums, aus welchem ich gerade auf und davon gegangen war? Fast jedesmal – nicht immer – wurden dort an den fernen Stillen Orten der Lärm, das Gelächter das Stimmengewirr, wie das durch die Mauern, Wände und Türen herüberdrang, zu etwas wenn nicht gerade Klangvollem, so doch in den Ohren mich Anheimelndem, und es zog mich – nicht immer –nach einer gewissen Zeit, welche ich zugleich regelmässig überzog und auszukosten versuchte, von dem jeweiligen Stillen Ort, und dank und kraft seiner, zu den anderen, zu meinen Leuten, auch wenn die gar nicht die meinen waren, zu dem Lärmen, dem Krach, dem, gebe Gott, unendlichen Getöse der Räume zurück.

Astrid Dehe (geb. 1965) und Achim Engstler (geb. 1959)

Klappentext der Novelle nach einer wahren Begebenheit:

Nur ein Bleistift und ein Büchlein mit Notizen in einer angeschwemmten Zigarrenkiste zeugen von dem Drama, das sich vor 150 Jahren in der Nordsee abgespielt hat: Der Navigationsschüler Tjark Evers beschliesst, seine Familie auf Baltrum mit einem Besuch zu überraschen. Das Wetter ist ungünstig, es herrscht dichter Nebel, doch Tjark ist voller Vorfreude, als er sich im Wattenmeer absetzen lässt, da, wo der Sand höher wird. Die beiden Ruderer und das Boot werden rasch vom Nebel verschluckt und Tjark macht sich auf den Weg. Aus einer Ahnung wird bald Gewissheit: Er befindet sich nicht auf der Insel, sondern auf einer vorgelagerten Sandbank – und das Wasser steigt unaufhörlich. Da niemand ihn erwartet, wird auch niemand nach ihm suchen... Während seine Stiefel voll Wasser laufen, im dichten Grau nur das Glucksen der Wellen zu hören ist, hadert Tjark mit dem Himmel. Zwischen Traum und Wirklichkeit ringt er um sein Leben – und trifft schliesslich eine bittere Entscheidung.

Auflaufend Wasser. Novelle (2013)

NOCH IST TJARK EVERS. Er ist hier auf der Plat, die das Wasser begräbt, Schicht um Schicht, unbeirrbar. Seltsam lautlos läuft die Flut jetzt, lautlos pumpt sein Herz, lautlos beben die Muskeln, lautlos ruft ein Schwarm Regenpfeifer über ihm. Stille, die wuchert, bis das Auge dem Ohr nicht mehr traut und sich von ihm löst, alleine prüft, ob irgendein Bild wieder Töne zeugt, Dinge wieder aus irgendeinem Laut werden. Auch der Nebel hat seine Gestalt verändert, die Schwaden hängen herab, dicht an dicht, wie nasses Leinen. Kulissen für wer weiss welches Spiel.

84

Da hört er etwas. Als schlägen schlaffe Segel an Masten. Das Wasser klingt, als teile es ein Rumpf. Die Nebelflächen geraten in Bewegung, als drücke etwas sich durchs Grau. Die Plat ankert vor einer Bühne, wie vor einer andern Welt. Der Vorhang öffnet sich.

Dreissig Meter vor ihm, eine Kuff, fährt ohne Wind, nur von der Flut getrieben, steuert hart am Rand des Sands vorbei. am Besanmast steht einer, den Tjark nicht erkennt, aber den am Ruder sieht er deutlich: Claas Feddes Groenewold. Das ist die „Etha Johanna“. Und Groenewold fährt heute, am vierten Advent, durchs Seegat? Wohin denn? Woher kommt der? Das verstehe der Teufel. Aber da ist er.

Also doch! Tjark wird möwenleicht, Glückswellen überschwemmen ihn, eine Sturzsee, die ihm die Luft nimmt. Ha! In seinem Hirn sprudeln Sätze, was wird er erzählen, wo anfangen! Lachen, weinen, reden, wieder lachen, weiterreden, unter Tränen, wenn er im Arm der Mutter liegt. Er steht bewegungslos und tanzt doch, springt, dreht sich, schüttelt den Kopf, wieder, wieder, er wusste es, so konnte er nicht enden, dieser kleine Sprung vom Boot auf den Sand – Claas schaut schon in seine Richtung, gleich wird er das Ruder auflassen, an der Plat anlegen. „Groenewold!“, schreit Tjark, „Groenewold!“ Winkt mit beiden Händen, in der einen noch das Buch, watet ihnen entgegen.

Der Nebel, wieder dicht geworden und formlos, öffnet sein Maul, schluckt das Vorschiff der „Etha“, dann den Grossmast. „Hej!“, brüllt Tjark, rennt jetzt fast, stolpert, fällt, rappelt sich auf, dass das Wasser spritzt, reisst die Arme hoch – die beiden drehen sich weg, sehen, hören nichts. Das Deck wird Dunst, der Besanmast, und mit dem Achterschiff treibt auch Claas Groenewold ins feuchte Nichts.

Aus.

Kein Herzschlag mehr, sein Keuchen spürt Tjark wie das eines Fremden. Ein Flüstern, von nirgendwo: Groenewold. Groenewold.

Wieder ein Geräusch. Als schlägen schlaffe Segel an Masten. Das Wasser klingt, als teile es ein Rumpf. Der Nebel wird Raum, als gebe er Körpern Konturen. Ein zweites Mal tut sich der Vorhang auf.

Dies Schiff ist noch näher als das erste. Hätte Tjark festen Stand, er könnte den Seesack an Bord schleudern. „Helene“, die kleine Kufftjalk von Peter Reemts Albers. Tjark winkt wieder, diesmal ohne zu rufen, Albers hebt den Arm hoch, aber das Zeichen gilt nicht ihm, der Alte sieht in die andere Richtung, und Onno Frerichs, sein Matrose, macht sich an der Fock zu schaffen. Wenig später ist Frerichs ausgeradiert, die Planken werden Wasser, Albers verdampft im Grau.

Ein Umriss bleibt von der „Helene“, zittert Tjark vor Augen und zerfällt erst mit dem nächsten Laut. Schlawfe Segel schlagen an Masten. Ein Rumpf teilt das Wasser, etwas drückt sich durchs Grau. Die „Twee Gebroeders“, am Ruder Ulrich Janssen Ulrichs, die grobe Mütze weit über die Ohren gezogen, beide Hände an der Pinne, als müsse er gegen die Strömung halten. Löst sich auf mit seiner Kuff wie die beiden Schiffe zuvor.

Die „Trientia“ folgt, Albert Janssen Feddes' neue Galiot, das mit Abstand grösste Baltrumer Schiff. Vier Mann an Bord. Drei sind mit dem Tauwerk beschäftigt, Feddes, die Pfeife im Mund, kratzt sich an der Stirn, Tjark sieht alles wie durch beschlagenes Glas. Schliesslich die „Catharina“, die Kuff seines Schwagers Tjark Reemts Ulrichs, getauft auf den Namen der ältesten Schwester. Tjark hebt nur kurz den Kopf, murmelt vor sich hin. Der sucht nach mir, sagt er sich. Der doch. Hält den Gedanken fest, bis der Nebel ihn durchstreicht.

Sie sind nicht da. Keiner von ihnen. Hier ist niemand. Ein Totentanz war das, vielleicht umrunden die Schiffe die Plat, geisterhaft, als Leichenzug, vielleicht beginnt es gleich von vorn, zuerst die „Etha Johanna“, dann die „Helene“, die „Twee Gebroeders“, die „Trientia“, die „Catharina“. Das sind Schiffe, massives Holz, mit Reichstalern bezahlt, versichert, getakelt, belegt, und ihm kommen sie hier als Schatten.

Er ist schon drüben, heisst das wohl. Gewesener Matrose in einer Zwischenwelt. Und doch noch Körper.

Tjark watet zurück, nass bis zum Gürtel, steigt den Sand hinauf, aber auch an der höchsten Stelle steht das Wasser jetzt einen halben Meter hoch. Ihm ist kälter als zuvor, dennoch nicht kalt genug. Er langt in die Flut mit einer Hand, schöpft sich das eisige Wasser ins Gesicht, lässt es in den Nacken laufen, den Rücken entlang, nimmt ein paar Schlucke aus der hohlen Hand.

Ertrinken ist Atemlosigkeit. Du bekommst keine Luft, da ist nur Wasser, irgendwann hast du jedes Bläschen in deiner Lunge verbraucht, du musst Luft holen, da ist nur Wasser. Wieso verträgst du das nicht, warum willst du denn Luft atmen, jeder Fisch atmet Wasser, Scholle, Scharbe, Kabeljau, Hering, alle hast du in dir, Mensch, Kerl, wieviel Fisch hast du gegessen in deinen einundzwanzig Jahren! Erwinnere dich an die Schollen, die zum Trocknen auf der Leine hingen wie Wäsche, ein paar Tage im Wind, dann abgenommen, in eine Tonne geschichtet, jede Lage mit Stroh abgedeckt, graugrün waren die unteren nachher, gebraten habt ihr sie im Winter trotzdem, luftgetrocknete Scholle morgens mittags abends, auch zum Tee: wenn einer kam, lag ein Streifen Scholle neben der Tasse, kein Zuckerbrot.

Ertrinken oder alt werden. Das ist die Frage. Was willst du grübeln, warum, weshalb abwägen, zagen, dich wappnen gegen eine Flut von Plagen, was soll das heissen, und ob dann Träume kommen, ob früher oder erst viel später, und wie sie sind, Heimatbilder oder solche fremder Küsten, ob sie dich wiegen oder schrecken, du wirst schon sehen. Fünfzig Lebensjahre mehr ändern das nicht, fünfzig weniger färben den Himmel nicht um, der Unterschied rinnt dir durch die Finger, dein Kurs ist gesetzt, so oder so. Nur wer zurückbleibt, fühlt die Leere. Für Mutter, Vater, Brüder, Schwestern wird alles anders. Wenn du sie fragst, sollst du alt werden. Aber du wirst nicht alt. Nebel, Flut und dein Vorgefühl von Sieg haben anders entschieden. Du wirst ertrinken.

Ertrinken wird er, sich ersäufen lassen wie eine Katze, das wird er nicht. Er macht der Sache selbst ein Ende. Vielleicht war das die Botschaft, die der Reigen der Schiffe zu überbringen hatte: dass er ihnen folgen soll. Gut, er hat verstanden. Das heisst zwar, zur ererbten Sünde eine eigene fügen, eine Tat, die an ihm haften, ihn in den Augen mancher beflecken wird, aber das nimmt er in Kauf. Er muss es tun, die Gnade des Himmlischen muss das decken, die Eltern, Brüder und Schwestern müssen verstehen. Tjark schlägt die nächste Seite im Taschenbuch auf, knetet die vor kalter Nässe weissen Finger und reibt den Bleistift am Kragen trocken.

*Ich habe das Wasser
jetzt ans Knie ich will
mich gleich ertränken
denn Hülfe ist nicht
mehr da. Gott sei
mir Sünder Gnädig.*

T Evers

bitte zu

besorgen an

H E Evers

Insel

Baltrum

Erling Kagge (geb. 1963)

Der norwegische Abenteurer Erling Kagge ist Verleger, Autor, Jurist, Kunstsammler, Vater von drei Töchtern. Er hat als Erster in der Geschichte alle drei Pole erreicht: den Südpol, den Nordpol und den Mount Everest.

Kagges Buch „Stille. Ein Wegweiser“ – Titel der Originalausgabe: „Stillhet i støyens tid. Gleden ved å stenge verden ute“, Oslo 2016 -, ist, von Ulrich Sonnenberg ins Deutsche übersetzt, 2017 erschienen; 2018 liegt es bereits in 4. Auflage vor. Sein Erfolg ist nicht zufällig. Erfahrungen des Autors verarbeitend, beschäftigt es sich mit drei heute aktuellen zentralen Fragen: Was ist Stille? Wo ist sie? Warum ist sie heute wichtiger denn je?

Stille I

Kann ich der Welt nicht durch Gehen, Klettern oder Segeln entkommen, habe ich gelernt, sie auszusperren.

Es zu lernen, hat eine Weile gedauert. Erst als ich begriff, dass ich ein tiefes Bedürfnis nach Stille habe, begann ich, die Stille zu suchen – und dort, tief unter einer Kakophonie von Verkehrslärm und Gedanken, Musik und Maschinengeräuschen, iPhones und Schneefräsen, lag sie verborgen und wartete auf mich. Die Stille.

Vor nicht allzu langer Zeit versuchte ich meine drei Töchter zu überzeugen, dass die Geheimnisse der Welt sich in der Stille verbergen. Wir sassen am Sonntag beim gemeinsamen Mittagessen am Küchentisch. Es ist der einzige Termin in der Woche, wo wir alle Zeit haben, sitzen bleiben und miteinander reden – von Angesicht zu Angesicht. An den anderen Wochentagen ist es einfach zu hektisch. Die Mädchen sahen mich mit skeptischen Blicken an. Die Stille ist doch nichts? Noch bevor ich ihnen erklären konnte, dass die Stille ein Freund sein kann und ein Luxusgut ist, das mehr wert ist als die Taschen von Marc Jacobs, die sie so gern hätten, stand das Ergebnis für sie fest: Stille ist einfach ein Ausweg, wenn man alles satthat. Darüber hinaus hat sie keinen Wert.

87

Als wir am Tisch sassen, erinnerte ich mich mit einem Mal daran, wie neugierig sie als Kinder waren. Wie sie wissen wollten, was sich hinter einer Tür verbarg. Der Blick, mit dem sie einen Lichtschalter ansahen und fragten, ob ich „das Licht aufmachen“ könne.

Fragen und Antworten, Fragen und Antworten. Das Staunen ist der eigentliche Motor des Lebens. Meine Kinder sind dreizehn, sechzehn und neunzehn Jahre alt und staunen allmählich immer weniger. Wenn sie über etwas erstaunt sind, ziehen sie einfach ihre Smartphones heraus, um nach einer Antwort zu suchen. Neugierig sind sie noch immer, aber ihr Gesichtsausdruck ist weniger kindlich, sondern erwachsener, und in ihren Köpfen stecken heute mehr Ambitionen als Fragen. Keine zeigte grösseres Interesse, noch weiter über die Stille zu sprechen, also entschied ich mich, eine Geschichte zu erzählen, die geeignet ist, Stille zu erzeugen:

Zwei Freunde von mir hatten beschlossen, den Mount Everest zu besteigen. Früh am Morgen verliessen sie das Basislager, um über die Südwestwand des Berges zu klettern. Es ging gut. Beide erklimmen den Gipfel, doch dann zog ein Sturm auf. Sie erkannten sehr rasch, dass sie den Abstieg nicht überleben würden. Der Erste erreichte über das Satellitentelefon seine schwangere Frau. Gemeinsam einigten sie sich auf einen Namen für das Kind, das sie in sich trug. Dann schlief er direkt unter dem Gipfel friedlich ein. Mein anderer Freund konnte niemand mehr erreichen, bevor er starb. Keiner weiss, was eigentlich an diesem Nachmittag auf dem Berg passiert ist. Dank des kalten, trockenen Klimas in über achtausend Meter Höhe sind sie gefriergetrocknet. Sie liegen dort in der Stille und sehen ungefähr so aus wie damals vor zweiundzwanzig Jahren, als ich sie das letzte Mal sah.

Ausnahmsweise wurde es still am Tisch. Eines der Mobiltelefone klingelte, als eine Nachricht hereinkam, aber keiner von uns dachte daran, ausgerechnet jetzt sein Telefon zur Hand zu nehmen. Wir füllten die Stille mit uns.

Stille II, 5

Geräusch ist selbstverständlich nicht einfach nur Geräusch.

Auf einem Törn im Pazifik im Frühjahr 1986, während wir an der chilenischen Küste mit halbem Wind in Richtung Kap Hoorn segelten, wurde ich daran erinnert. Am frühen Morgen, allein auf der Hundewache von 00:00 bis 04:00 Uhr, hörte ich westlich von uns etwas, das wie ein tiefes, langsames Atmen klang. Ich hatte keine Ahnung, worum es sich handelte. Ich drehte mich um neunzig Grad in die Richtung des Geräuschs und sah direkt an Steuerbord einen Wal. Kaum einen Steinwurf von uns entfernt. Ich schätzte, dass er ungefähr so lang war wie unser Schiff, rund zwanzig Meter. Und auf Grund seiner Grösse ging ich davon aus, dass es ein Finnwal sein musste, ein kosmopolitisches Säugetier auf der lebenslangen Jagd nach Krebsen, Krill und Fischen. Ein Blauwal ist ungefähr ebenso gross, aber den Blauwal haben wir so gut wie ausgerottet, so dass ich die Chance für ziemlich gering erachtete, dass dort das grösste Tier der Welt schwamm.

Die Segel waren gut getrimmt, das Boot steuerte sich nahezu von allein, und ich hatte nichts anderes zu tun, als den Wal zu betrachten. Schlank, stromlinienförmig, ein bisschen wie ein Torpedo, mit einem grauschwarzen Rücken. Normalerweise wiegen grosse Wale drei Tonnen pro Längengrad, also schätzte ich sein Gewicht auf rund sechzig Tonnen. Der schwamm direkt neben dem Schiff. Einige Minuten hatten wir den selben Kurs, der Wal und ich.

Noch einige Male hörte ich das tiefe Geräusch durch das Blasloch auf dem Rücken. Langsam wurde die Luft in die Lungen gesogen und wieder ausgestossen, bevor der Wal im Meer verschwand. Die Welt war hinterher nicht mehr ganz dieselbe. Ich blieb stehen, die Hände am Ruder, horchte und hielt Ausschau nach dem dunklen Rücken mit der einen Finne, aber ich sah den Wal nie wieder.

Stille II, 11

88

Im Dezember 2010 kletterten der Abenteurer Steve Duncan und ich spätnachts auf die Türme der Williamsburg Bridge, die Brücke, die Manhattan, Queens und Brooklyn verbindet. Wir hatten gerade New York durchquert, von der 242. Strasse und dem Broadway in der Bronx nach Harlem und wieder zurück nach Manhattan in Richtung Atlantik – durch die mystischen Tunnelsysteme der Stadt. Steve und ich wollten New York auf eine Weise sehen, wie es noch niemand gesehen hat, von unten und von den Pylonen der Brücken.

Oben auf der Brücke – ich konnte im Osten Queens, Brooklyn und sogar Coney Island sehen – ahnte ich die Sonne unter dem Horizont des Atlantiks. Wir waren in der Dunkelheit hinaufgeklettert. Auf dem Turm der Brücke sahen wir, wie die Stadt von Osten her langsam von der Sonne erleuchtet wurde, die noch immer unter dem Horizont hing. Einige Minuten später trafen die Sonnenstrahlen den obersten Teil der Brücke, auf dem wir standen, kurz darauf die Häuser unter uns, dann begann sie langsam die ganze Stadt zu erwärmen.

Ich hörte nichts. Unter mir dröhnten die Autos auf vier Fahrbahnen, und U-Bahnen rumpelten rhythmisch auf ihrem Weg in die Stadtmitte und wieder hinaus. Ich war gefesselt von dem Anblick, der sich mir bot, und blendete die Geräusche aus. Du kannst nicht darauf warten, dass es still wird. Weder in New York noch irgendwo anders. Du musst dir deine eigene Stille schaffen.

Aus: Erling Kagge: Stille. Ein Wegweiser. Berlin: Insel Verlag 2017, S. 11-13, S. 38 f., S. 59f.

Thilo Krause (geb. 1977)

Thilo Krause wurde 1977 in Dresden/DDR geboren. Nach dem Studium des Wirtschaftsingenieurwesens in Dresden und London promovierte er an der ETH Zürich, wo er seither in der Forschung arbeitet. Krause lebt mit seiner Familie in Zürich.

*Für **Und das ist alles genug**, seinen ersten Gedichtband, erhielt er 2012 den Schweizer Literaturpreis. Die Jury dazu: „Einfache Worte, rhythmisch bewegt, vergegenwärtigen in kurzen Aperçus und längeren Zyklen Atmosphären und Zwischentöne aus dem häuslichen und familiären Alltag, aus städtischen und ländlichen Räumen, aus der belebten und unbelebten Natur.“*

Werke:

Thilo Krause, Und das ist alles genug. Gedichte. Leipzig: poetenladen 2012.

Thilo Krause, Um die Dinge ganz zu lassen. Gedichte. Leipzig: poetenladen 2015, 2. Auflage 2016.

Thilo Krause, Was wir reden, wenn es gewittert. Gedichte. München: Hanser 2018.

DRINNEN (2012)

Im Frühjahr

bevor das Boot zurückkehrt auf den See
liegt es reglos am Ende der Rampe aus Holz.
Ein Mund schmal gegen den Himmel.
So lerne ich schweigen.

Drinnen

Auf der verborgenen Bahn der Gedanken
laufen die Bilder lautlos hinaus
schaukeln ein wenig
sind im Tag schon wieder versunken.

Aus: Thilo Krause: Und das ist alles genug. Gedichte. Leipzig: poetenladen 2012, S. 72

FÜR WEIT DER EINZIGE ORT

Den Kopf

geduckt in die Wiese fällt
der Horizont zurück
hinter Scharen schwankender Halme.
Du siehst das Dorf
sich zur Welt krümmen.
Sandstrassen, Teer, Ziegel
aus denen rot das Mehl rinnt.
Und diese Scherbe hier
von Grossvater aus deinem Ballen gezogen
ist stumpf geworden über Nacht, rund
eine schillernde Murmel
mit einem Tröpfchen Blut im Innern
gleich den Fliegen im Bernstein
dem verbotenen Königreich Gelb
in Grossvaters Vitrine.
Manchmal träumst du dir einen Schlüssel

für diese und die andere verbotene Tür
im Keller. Für weit der einzige Ort
ohne Wind, und das Dunkel ist so tief
wie der Geschmack von Nachbars Kirschen.
Bleich ein paar Kerne noch in der Hosentasche
bleich auch das Knöchelchen, vom Hühnerhof gelesen
wo hinter Brennesseln ein Loch im Zaun
dich morgens in die Felder entlässt.
Jedes Rascheln im Mais, ein Freund
im hohen Gewölbe Hitze. Da wandert
Verbotenes von Hand zu Hand.
Bildchen, Tabakkrümel, Mäusedreck
herb wie Grossvaters Kopfnuss
weil man nicht durch den Mais trampelt
nicht durch die Wiese, bevor sie gehauen ist.
Tagedieb, Schelm
lerne, lerne die Sense dengeln
mit dem Hammer die Scharten rausschlagen.
Zeit, die Kirschkerne zu wägen, die Scherbe
den Knochen, den Tabak bis sich jedes mit jedem
die Waage hält, bis der Tag sich weiter gedreht hat
um dich, und der Krieg nennt sich Krieg
und das Korn wird nass
bei Grossvater unter dem Dach
wo die Mäuse hausen
mit nackten Zehen ihre Botschaften
durch die Wände morsen
jetzt, wenn das Haus schon still liegt
der Hof, die Lehmgrube jenseits des Zauns.
Aus der Brennerei steigt der Rauch
und du kriechst in den Hühnerhof zurück
versuchst nicht noch ein Loch in die Hose zu reissen
versuchst zu laufen, wo der Lehm
nicht zwischen deine Zehen quillt. Wo bist du
wieder gewesen? Was schimmert da
in deinen Augen? Hier nimm
diesen Teller und vergiss nicht zu trinken.
Die Treppe zählt dir geduldig ihre Stufen vor
und du mampfst Stulle um Stulle
deine Schätze vor dir auf dem Fensterbrett:
Kerne, Scherbe, Knochen.
Keine Sorge, noch bleibt die Welt
noch ist die Nacht
rund, rund, rund ...

TIEFE SONNE

Wie Ohren legen die Balkons
ihre Schatten ans Haus.

Schweig und die leuchtende Herde Staub
wird zahm aus dem Dunkel des Flurs treten.

Nichtstun. Befriedete Zone
gleich einem Truppenplatz von einst.

Hinter löchrigen Zäunen
greift der Raum weit aus.

Brombeerranken. Das sind Schnürsenkel
ihrer Schuhe ledig seit Tagen.

Leere Hülsen Munition.
Das sind Briefe, Zeitungen.

Lass sie rosten.
Schweig.

Zeit sich in den Garten zu setzen

Die Ros ist ohne Warum. Sie blühet, weil sie blühet.

Angelus Silesius

Zeit
sich in den Garten zu setzen
auf den Fleck Rasen
von Büschen beschattet
Feldsträuchern
und dort
mit dem Gras
die Wärme zu spüren
wie sie aus dem Boden
in den Körper dringt.
Die Mücken leuchten
jede für sich im Raum
zwischen den Zäunen
und ich kann aufstehen
Wasser in die Giesskanne füllen
und die Rabatte abgehen
mit einem Strauss Licht aus der Brause
oder sitzen bleiben
und zusehen wie das Gras
sich aufrichtet
wenn ich die Ferse
ein Stück weiter bewege.
Es ist das gedachte Geräusch
von Halmen, die zurückfinden
in ihre alte Form
es ist das Nicken des Farns
an der Grenze des Gartens
dass mir die Blumenmuster einfallen
auf den Sesseln im Haus eines Freundes.
Nächtelang hielt sein Tod mich wach:
Wir alle vor Jahren
im pudrigen Schnee
unter den Friedhofslinden
eine Kuppel aus Gemurmel
und R.s Mutter
gerade durchs Tor gekommen
hält inne und zeigt auf uns
fährt mit dem Finger den Raum ab
den wir füllen
die halbe Schule
wie der Schnee dicht
Freunde und Freundesfreunde.
R.s Mutter senkt den Blick
dreht sich um

weil sie lachen muss
als sie uns sieht
eine Masse sanfter Gestalten
hinter ihr auf dem Weg in die Kapelle.
Ein anderes Jahr.
Aus den Schornsteinen
steigt senkrecht der Rauch.
Vaters Spiel
jeden Hügel, jeden Punkt
im Gelände zu benennen
die waldborstigen Rücken
die Einschartungen im Kamm
Felsennester, Windhorste
aber Vater ist still
ich bin still
als hätten wir uns erkannt
wie diese Mücken hier
zu erkennen sind
wenn sie gegen das Laub stehen
gegen die Blätter im Dunkel
und dann zurücksinken
hinter die Linie aus Schatten.
Ich weiss, *die Ros ist ohn Warum*
ein paar Buchstaben, jeder für sich
leuchtend im Raum hinter den Augen.
Da gehen die Freunde umher
mit Mündern, marmeladenverschmiert
da geht's du umher
an einer Küste
wo die Schauer wehen
weiter draussen
glitzernde Bärte
da zieht der Schmerz
durch die Finger
Durch die Hand
wie im Krampf geschlossen
um den Fahrradlenker.
Und ich ducke mich tief
rechts, links fliegt
die Landschaft.
Aber hier
aus den Gärten
der Nachbarn:
Pfannengeklapper.

NO HOBO TRAIN (2018)

Nach Fotos von Mike Brodie (The Polaroid Kidd), der auf Güterzügen 50 000 Meilen durch Amerika fuhr.

I

Hier ist ein Topf mit Brombeeren
seltsam sauberen Brombeeren
in einem dreckigen Topf
der eigentlich ein Hut ist.
Brombeeren, schwarz und schimmernd
wie die Ärmel der Jacke, die man sieht.
Ölige Finger halten eine Frucht umfasst
wie über der Masse der anderen zum Schweben gebracht.
Schwarze Kolosse, die reif waren
in den pelzigen Sträuchern entlang der Gleise.
Brombeeren in diesem Hut mit der speckigen Krempe
in der Hand des Mannes, dessen Hemd gestreift ist
schwarzgrau, schmutzgrau
der Ketten trägt, stumpf schimmernden Schmuck
aber diese Brombeeren machen ihn reich
für den Moment, wo er sie in die Kamera hält.
Licht fängt sich auf den einzelnen Perlen
am Grund dieses offenen Waggons
in der Kette aller anderen Waggons.
Holz, Zement, Kabel – aber das sieht man nicht
genauso wenig wie das Gesicht des Mannes
dem der Hut gehört, der Meile um Meile abspult
mit der Frau am Rand, ein Basecap in der Hand
vollgesogen mit Saft.

93

Aus: Thilo Krause: *Was wir reden, wenn es gewittert. Gedichte. München: Hanser 2018, S. 67.*



Nachgeborener (2018)

Das ist eine Geschichte der Ferne –
wie im Wohnzimmer der Zeiger träge
über das glimmende Band
der Radiostationen glitt
und nicht mehr zu finden war
als ein Knistern von Atmosphäre.
Ich suchte tagelang nach Stimmen, Zeichen
hinter Hörby, Magyar, Monte Ceneri
und fand nichts ausser Ferne als Schluss oder Folgerung.
Ferne, weniger als Ort oder Zeit –
gemurmelt, Buchstabe für Buchstabe
grün leuchtende Enklaven: Umeå, Turku, Göteborg.

Das ist eine Geschichte der Ferne –
in Blaupausen, Bauplänen
für Radios in Streichholzschachteln.
Draht, Lötzinn, Pappe.
Kinderorakel, das ich befragte
und der Kristall tönnte eine Art Ferne herauf.
Musik, nächtliche Parolen
dass Landschaften erschienen
Dörfer, Städte summten
auf dem glitzernden Draht des Horizonts.

94

Das ist eine Geschichte der Ferne –
rauschend, knackend auf Grossmutters Dachboden
mit dem Kristall auf der Handfläche:
Vögelchen, das ich hinauswarf in die Welt
das zurückkam und etwas anderes brachte
als das, was war.

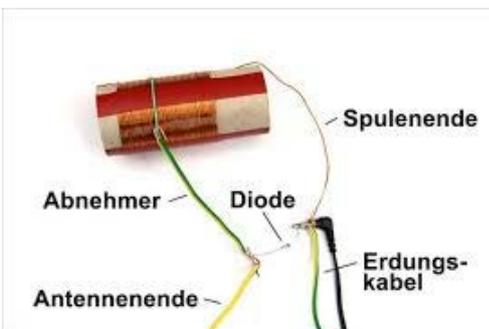
Aus: Thilo Kraus: Was wir reden, wenn es gewittert. Gedichte. München: Hanser 2018, S. 77



Detektorempfänger Modell Baltic Radio, Baujahr ca. 1927



Radio mit eingebautem Plattenspieler, Loewe Opta Luna, Baujahr 1958



Material für Radio in Streichholzschachtel

Christoph Ransmayr (geb. 1954)



Der renommierte österreichische Reporter und Schriftsteller Christoph Ransmayr, geboren 1954 in Oberösterreich, bezeichnet sich trotz fester Wohnsitze in Wien und Cork/Irland als einen Halb-Nomaden. Er hat 1972-1978 in Wien Philosophie und Ethnologie studiert, dann als Autor und Redaktor von Zeitschriften wie „Geo“, „Transatlantik“ und „Merian“ gewirkt und bis heute als Reporter und Tourist mehr als die halbe Welt bereist. In seinem 2012 erschienenen Buch „Atlas eines ängstlichen Mannes“ ist nachzulesen, wo er überall gewesen ist und was er dabei erlebt und gedacht hat. Den Eindruck eines ängstlichen Mannes macht Ransmayr dabei nicht wirklich.

Als Schriftsteller arbeitet Ransmayr gern nach historischen Quellen, die er akribisch verarbeitet und durch fiktionale Passagen und Figuren verlebendigt. Genau so geht er auch in seinem neuesten Roman „Cox oder der Lauf der Zeit“ vor. Das Buch widerspiegelt auf raffinierte Weise und in einer anspruchsvollen, luziden Sprache die paar Monate, die ein englischer Uhrmacher, den es so ähnlich wirklich gegeben hat, am Hof des so grausamen wie ästhetisch anspruchsvollen chinesischen Kaisers verbracht hat. (Der wirkliche Cox hat zwar nach China und an den Kaiserhof geliefert, ist aber nie selber in China gewesen.)

Cox oder Der Lauf der Zeit (2016)

Der englische Uhrmacher Alister Cox folgt mit seinen drei Gefährten Bradshaw, Lockwood und Merlin einer Einladung des Kaisers von China, um in der Verbotenen Stadt Uhren nach den Vorstellungen und Träumen eines allmächtigen Gottmenschen zu bauen. An einem Hof, der von Masslosigkeit, zeremonieller Pracht und Angst beherrscht wird, soll der Meister aus London, begleitet vom Übersetzer Kiang, Uhren erschaffen, die das Verfliegen des menschlichen Lebens anzeigen – von den scheinbar endlosen Tagen eines Kindes bis zu denen eines zum Tod Verurteilten.

96

8 Wàn lǐ cháng chéng, die Mauer

Am Tag der Hinrichtung der beiden Hofärzte lag eine friedliche Stille über der Verbotenen Stadt. Kein Gongschlag, kein Laut der Qual und keine einzige von Abertausend Stimmen aus der unübersehbaren, das Schafott umdrängenden, frierenden Menge, die jeden Handgriff des Henkers mit einem langgezogenen Ächzen im Chor, manchmal auch anfeuerndem Gebrüll und sogar Gelächter begleitete, erreichte die Residenz des Unsterblichen. Was immer auf dem Schafott oder in der Zuschauermenge geschah, über deren erhobenen Köpfen das Blutgerüst schweben, ja dahinzutreiben schien wie ein Floss über den Meerestiefen – die Halle der höchsten Harmonie, der Palast der irdischen Ruhe und mit ihnen die prunkvollsten Wohnstätten kaiserlicher Allmacht blieben während des ganzen Tages eingebettet in eine kalte, allein von gelegentlichen Vogelrufen durchbrochene Stille.

Als ob das langsame, über Morgenstunden, Mittagsstunden, Nachmittagsstunden gedehnte Sterben der verurteilten Zweifler an der Unsterblichkeit des Kaisers und alle auf dem Schafott erlittenen, an die Grenzen menschlicher Vorstellungskraft rührenden Qualen bloss ein harmloses Schauspiel wäre, begann es gegen Mittag zu schneien.

Der Schnee wirbelte durch die leeren Prozessionsstrassen der Purpurstadt und über die verlassenenen, allein den höchsten Würdenträgern vorbehaltenen Plätze der Residenz, ersetzte die eben erst abgefallenen oder zu Wasser gewordenen Polster auf den Mauerkronen und in den Zweigen uralter Schirmföhren, tarnte die Helme und Panzer der Garde erneut weiss, ebnete die Reliefs der goldenen Ziegelreihen auf den Pagodendächern ein und verwandelte die von ihren Gärtnern mit Seidenschleiern gegen den Frost umhüllten Blüten der letzten Rosen in kristalline, gesichtslose Köpfe.

Als im Lauf des Nachmittags der Wind zunahm, verbanden sich die Schneewirbel zu langen, wirren Fahnen, die an Firsten und vereisten Wasserspeiern lautlos flatterten und auch dort Besitz ergriffen von allen Farben

und Formen, als ob nicht nur die Richtstätte, sondern noch die verstecktesten Winkel und Gassen einer Stadt verhüllt werden sollten, die in diesen Stunden gegen alle Gebote der Barmherzigkeit verstieß.

Viele freiwillige Zuschauer der Hinrichtung, selbst einige Mandarine und amtliche Zeugen der Tortur waren nach den Feuerwerken und dem Jubel der am Vorabend zelebrierten Tänze des Grossen Schneefestes gar nicht erst zu Bett gegangen, sondern hatten sich aus ihren über sämtliche Distrikte Běijīngs verstreuten Festgesellschaften bereits am frühen Morgen zum Richtplatz begeben, um dort, manche von ihnen noch betrunken und geblendet vom Glanz unzähliger vom Nachthimmel herabregnender Funkenstrüsse und Lichtschleier, zu erleben, welche entsetzlichen Gestalten das andere, bis ins Todesdunkel hinabführende Ende aller Festlichkeit und Begeisterung annehmen konnte.

Abhauen?, fragte Balder Bradshaw kurz vor der Mittagspause in der von Flockenwirbeln verdunkelten Werkstatt, sollten wir nicht einfach abhauen, bevor man uns hier auch an Pfähle kettet, in Streifen schneidet und uns Eisendornen in die Augen schlägt, weil unsere Uhren nicht nach dem Takt irgendeines Hofschranzen schlagen?

Abhauen wohin?, sagte Lockwood, bei Nacht und Nebel querfeldein nach Shànghǎi?, als Hofdamen verkleidet in einer Sänfte bis zum nächsten Kontrollposten oder vielleicht auf unserem Silberschiffchen den Grossen Kanal stromabwärts?

Hast du Heimweh nach der Londoner Justiz, Balder?, fragte Merlin, sind dir die Landemanöver der Krähen auf dem Kopf eines an der Themse im Wind pendelnden Gehängten lieber als die Galgenvögel von Běijīng? Hat man denn nicht einen deiner Cousins wegen Meuterei gehängt? Und hier? Hier verbeugen sich die Eunuchen, ja gepanzerte Krieger vor dir. Hier poliert man dir die Schuhe, stärkt deine Hemden, heizt deine Werkstatt und sogar dein Schlafzimmer und legt dir gegen die Gänsehaut heisse Steine ins Bett!

Cox' Gefährten unterhielten sich an diesem Tag der Schneestille lauter als sonst, aber Kiang hörte kein Wort davon. Er war – ob von seiner Behörde oder einem über ihr thronenden Amt, wollte er auch später nicht sagen – zum Richtplatz befohlen worden, um den englischen Gästen später von der Uerbittlichkeit berichten zu können, mit der jeder, der den Frieden des Kaisers störte, nicht nur aus der grössten und prunkvollsten Stadt des Erdkreises, sondern aus der Welt verbannt wurde.

Adolf Muschg (geb. 1934)



Adolf Muschg 2008

Adolf Muschg, geboren 1934 in Zollikon / ZH, Literaturwissenschaftler und Schriftsteller. 1970 – 1999 war er Professor für deutsche Sprache und Literatur an der ETH Zürich. 1991 heiratete er in dritter Ehe die Japanerin Atsuko Kanto. „Im Sommer des Hasen“, sein erster Roman, erschienen 1965, spielt in Japan. Sein bisher letzter Roman, „Heimkehr nach Fukushima“, 2018 erschienen, tut es wieder.

Heimkehr nach Fukushima. Roman (2018)

Aus dem Klappentext:

„Der Architekt Paul Neuhaus, frisch verlassen, erhält eine Einladung von seinen alten Freunden Ken-Ichi und Mitsuko. Der Bürgermeister eines Dorfes nahe beim Unglücksmeiler von Fukushima, Mitsukos Onkel, bittet Neuhaus, ihn zu besuchen. Die Gegend ist verstrahlt, die Dörfer sind verlassen, die kontaminierte Erde ist abgetragen. Die Regierung wünscht die Rückbesiedelung, aber die Menschen haben Angst.

Der Bürgermeister will Neuhaus für eine Künstlerkolonie gewinnen – in der verstrahlten Zone -, um neue Hoffnung zu wecken. Neuhaus reist mit Mitsuko an und sie geraten in eine unentrinnbar intensive Nähe zueinander.“

Mitsuko und Paul stossen in verseuchtem Gebiet bei einem Gang „an aufgelassenen Gärten vorbei ins Feld hinaus“ auf ein verlassenes Auto. Mitsuko klappt wortlos die Sitze nach hinten. Sie legen sich hinein, lieben sich.

Nach unbestimmter Zeit wurde alles still, und es war eben diese Stille, die ihn aufschreckte. Sie hatte etwas Durchdringendes, wie noch kein Geräusch. Er musste weggedämmert und auf der engen Bühne aufwärts gekrochen sein; denn als ihm die Augen aufgingen, lagen sie dicht an Mitsus Nacken, wo sich, wie unter einem Vergrößerungsglas, der Ansatz ihres Kopfhaaars, eine feine Flaumspur, zu teilen begann und dann in der festen schwarzen Fülle verschwand. In Verbindung mit dem Duft ihrer Haut war die Stille so dicht, dass er den Atem anhielt, und auch Mitsu schien nicht mehr zu atmen.

Es gibt drückende Stillen, brütende, gähnende, sogar dröhnende; diejenige, die sie in ihrem Gehäuse umgab, schien vollkommen leer. Es war keine Ferne darin, auch keine Nähe, keine Bewegung, kein Windzug, kein Summen von Insekten, kein Knistern der Erde. Doch je länger er das Schweigen des Landes belauschte, desto deutlicher kam ihm vor, als lausche es zurück, als verlange der angehaltene Atem nach dem richtigen Wort.

„Halkyonisch“ nannten die Griechen die Zeit, in welcher der Eisvogel brütet; eine Zeit, die so still ist, dass man nicht einmal ihr Vergehen spürt. In der Meeresstille wird die halkyonische Zeit geboren, dann lässt sie die Wälder verstummen und vereinigt sich mit dem klaren Schweigen des Himmels.

Woran denkst du fragte Mitsu und dreht sich zu ihm.
An den Eisvogel, sagte er.

Aus: Adolf Muschg, Heimkehr nach Fukushima. Roman. München: Beck 2018, S. 170.

Dominic Oppliger (geb. 1983)



*Waschzettel von **acht schtumpfo züri empfernt:***

*Dominic Oppliger (*1983 in Schlieren) verbrachte seine Schulzeit im Aargau und lebt heute mit seiner Familie in Zürich. Ab 2005 wirkte er als Schlagzeuger in verschiedenen Formationen und veröffentlichte Musik unter dem Namen **Doomenfels** (u.a. die Mundart-LPs **EPILOG**, 2013, **UND Moniker**, 2014). Daneben arbeitete er in Bars, im Sozialbereich, bei der Kehrrichtentsorgung und zuletzt sieben Jahre als Gärtner. 2014-2017 Studium im Master Transdisziplinarität an der Zürcher Hochschule der Künste.*

Acht schtumpfo züri empfernt. Novelle (2018)

mitte lena am fluss

ja untänn
nomal fil schpöter
amene warme summerabig

genau am letschtenabig
befori mittem zug
zude raffi gfaarebin
zumsi nach foif mönet go psueche

idi schatt
acht schtumpfo züri empfernt

da häpmerebe tlena
plötzli
nachere lange funkschtilli
us heiterem himel aaglüüte

unggfrögt
öbi mittere

im fluss chum go schwüme

undich hami mega gfroit
umpisi go träffe

ummir sind obe
bim weer
in fluss

und händois si sache deegglaa
unzind abegschwumme
zumundere lette
dä hani mittlerwiile jezä ganz guekänt

unzisch schon tunkel xi
unzisch so öppenelfi amaabixi

und welsen zischtig xi isch
simmer ganz elei deexi

ummir sind une
bide badi

tschtägenufe
und es paar mal
hinderenand
abem schprungbrätt gumped

unzisch huere luschtig xi
unzisch so eine fodene summeröbixi
wo tlufküelerxi isch als swasser

undesind abertusigi müggli
überde wasseroberflächi
hinund her grast

ummer simpeid
immer wider
en momänt
unenade schtägenim wasser plibe

und händ ois
im zug fom fluss
ade schtange ghept

und händume gwizzlet
ummüggli gässe

und schpöter simmer dänn
ufte muur
wider flussufwärz gloffe

undebe di muur
di ischmer ja
immer echli unagneem

und adem abig
ischte wasserschtand ufte limmazite
eso tüüf xi
dasis nöd usghalte han
welebe höhenangsch

umpmuur
isch haltscho rächt schmal

undich ha huere schiss übercho
unzischmr ächli schwindlig worde

undich hanatürli ä forde lena
nödwelle eso schwach si

und hafesuecht
nüütegliiche ztue

aber tlena ischso gschwind defo gloffe
dases ee mega ufgfallenisch
dasich nöd nachemag

und irgendwänn hani ire dänn grüeft
unxeit
ichmüsi umcheere
und unenade muur
ufem schteisokel ufelaufe

umwoni dänn
es paarminute schpöter
obenaacho bi
hanimi imis tüechli iigwiklet
umpi näpsi aneghoket

ummihämpizli grett
aber nözo fil

welmehänd eigentli mee
eifach zfride gschwige

unzi hättänn irgendwänn aagfange
mittirne zeche
ufmini zechenufezschtää

ummihänzo chli
mittoisne zechenumegschpilt

unzi hättimmer wider chli gigelet
undich ä

aberdänn ischs irgendwänn
echli chalt worde
ummihämwele gaa

undichpino sizze plibe
wotlena sich hindermir
ade muur umzogehätt

umpi depforenam wasser
ganz in gedanke fesunkexi

womer tlena
plötzli

mittirne chalte händ
mis tüechli über tschulterenapgschobe hätt

ummi fo hineher umarmt hätt
undich haniri chalti
unno bizli füechti huut
uf mim rugge gschpürt

und iri chalte brüscht
undire buuch

und iri schamhaar aminere wirbelsüüle
umpimer bewusst worde
dassi ganz bluttisch

unzi häpmittirne händ
übermini ärm
unti azogne bei gschtriche

undich ha hüenerhuut übercho

unzi isch mittirne finger
mini chiferchnoche duruf gfaare

102

undübertaugebraue
untnase durap

und häpmi ganz trochenufs oor küsst

ummis oor
isch wider ganz heiss worde

genau wi deet
ufte schtäge fom kino

unzi hätz tüechli umois umepakt
ummesind eifach
en lange momänt
eso deet ghoket

undich hamin chopf i ire nakke gleit
und ha gmerkt
wisi es bizli ghüület hätt

undich hasi
so guez i oisereumarmixposizion ä gangenisch
a irne ärm
untschultere gschtreichlet

und lislizeit
hey

ummir sindeso deet ghoket
eifach so

und irgendwänn häzi zeit
eso müsz eifach si

unkurz drufabe
hämmerois
am rönnggeplaz
tschüss zeit

undichpi hei
undimine füolette hosenufs bett gläge

*Aus: Dominic Oppliger: Acht schtumpfo züri
empfernt. Novelle. Luzern: Der gesunde
Menschenversand 2018, S. 139 ff.*

READER

Grundlagen

(alle Links zuletzt abgerufen am 24.7.2018)

Maitland, Sara: Das Buch der Stille. Über die Freuden und die Macht von Stille. Edition Steinrich, Berlin 2017. ISBN 978-3-942085-57-1

Geisel, Sieglinde: Nur im Weltall ist es wirklich still. Vom Lärm und der Sehnsucht nach Stille. Verlag Galiani, 2. Aufl. Berlin 2012. ISBN 978-3-86971-015-0

Marks, Stephan: Es ist zu laut! Ein Sachbuch über Lärm und Stille. Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1999. ISBN 3-596-13993-7

Brantschen, Niklaus: Stille. Orientierung in einer lauten Welt. Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau, Neuausgabe 2016. ISBN 978-3-451-06890-4

Bräunlein, Jürgen: Von der Stille zur Dauerbeschallung. Soundscape im Wandel. Das Archiv 2 | 2005 <https://www.juergen-braeunlein.de/pdf/Journalismus/Kulturgeschichte/Soundscape.pdf>

Erlebnisberichte

Kagge, Erling: Stille. Ein Wegweiser. Insel Verlag, Berlin 2017. ISBN 978-3-458-17724-1
Dazu ein Interview mit Erling Kagge in Die Welt, 24.12.2017
<https://www.welt.de/icon/partnerschaft/article171718391/Erling-Kagge-erklaert-warum-Stille-wichtiger-als-jemals-zuvor-ist.html>

Finkel, Michael: Der Ruf der Stille. Die Geschichte eines Mannes, der 27 Jahre in den Wäldern verschwand. Wilhelm Goldmann Verlag, München 2017. ISBN 978-3-442-31468-3

Didaktische Materialien

Gastberger, Thomas (Projektleitung): Fachstelle Lärmschutz der Baudirektion des Kantons Zürich, ab 2004.
<http://www.laermorama.ch>

Gastberger, Thomas (Konzept und Inhalt): Cercle Bruit Schweiz – Vereinigung kantonaler Lärmschutzfachleute.
<http://www.laerm.ch>

Abresch, Tilman; Schruck, Dietmar (Redaktion, Konzeption): Lärm Werkstatt. Anregungen zur Bildungsarbeit. Schall – Hören – Lärm – Gesundheit – Lärminderung. Hrsg.: Natur- und Umweltschutz-Akademie NRW (NUA). Recklinghausen, 2016.
<http://studylibde.com/doc/6753237/umfangreiche-arbeitshilfe-zu-den-themen-schall>

Von Arx, Matthias; Stark, Hans-Jörg; Hollenstein, Daria; Gerzner, Thomas: Rund um den Lärm. Unterrichtsmaterial MINT – Modul 5 fürs 11. Schuljahr. Erziehungsdepartement des Kantons Basel-Stadt, Basler Bildungsserver.
<https://www.edubs.ch/unterricht/unterrichtsmaterialien/mint/5-modul-rund-um-den-laerm>

Martini, Elisabeth (Redaktion): Lärm macht krank! Unterrichtsmappe. Hrsg.: Umwelt-Bildungs-Zentrum Steiermark, Graz 2014.
http://www.ubz-stmk.at/fileadmin/ubz/upload/Materialien/publikationen/Unterrichtsmappe_Laerm.pdf

Plonsker, Thomas: Tatort Ohr. Landau.
<https://tatort-ohr.de/>

Linkliste entlang der Ausstellung

Phänomen Lärm

"Der eigene Hund macht keinen Lärm – er bellt nur". Kurt Tucholsky hat in einem Satz zusammengefasst, wie verschieden wir Geräusche wahrnehmen. Ob etwas Lärm ist oder nicht, hängt nicht nur vom Ohr und dem Schalldruck ab, sondern auch von der Psyche und unserem Beziehungsnetz. Immerhin gibt es Grenzwerte und Lärmverordnungen, und für die hat sich die Messgrösse dB – Dezibel – eingebürgert. Dieses Bel hat nun nichts mit dem Bellen des Hundes zu tun, sondern mit einem Erfinder. Dem Amerikaner Graham Bell, dem Erfinder des Telefons.

- Das OHROPAX Lärm-o-meter
<http://www.ohropax.de/wissenswertes/laerm.html>
Dezibel und Lärmbelästigung: FutureMag – ARTE (00:00:59)
<https://www.youtube.com/watch?v=WxqFoGLFhfk>
Wie laut ist eigentlich... (00:00:49)
<https://www.youtube.com/watch?v=rY0BlmuwIVl>
Graham Bell (00:03:15)
<https://www.srf.ch/sendungen/100-sekunden-wissen/graham-bell>
Quarks und Co: Lautstarker Terror Leben mit Lärm (00:39:33)
<https://www.youtube.com/watch?v=mNwqCz14cuU>
Das Lärmhormon: Cortisol und Adrenalin können krank machen (00:03:15)
<http://www.3sat.de/mediathek/?mode=play&obj=36521>
- „Der Mensch ist nicht für absolute Stille geschaffen“
Interview mit dem Lärmforscher Christian Maschke
<http://www.taz.de/!5189390/>
Lasst es krachen! Lärm-Spezial. Süddeutsche Zeitung, 29.12.2017
<https://www.sueddeutsche.de/wissen/laerm-spezial-lasst-es-krachen-1.3806058>
- Lärm und Schule: Linkliste
<http://www.laerm.ch/de/laermlinks/links-laermthemen/laerm-und-schule/laerm-und-schule.html>
Lärm und Ruhe spielerisch erfahren
<http://www.laerm.ch/de/laerm-und-ruhe/spielerisch-erfahren/spielerisch-erfahren.html>
Hör- und Lärmschutz – earaction – Is it loud?
<https://www.stmgp.bayern.de/vorsorge/umwelteinwirkungen/hoer-laermschutz/>
- Bundesamt für Umwelt:
Dossier Ruheschutz (in: umwelt 1/2013) und Lärmschutz-Verordnung
<https://www.bafu.admin.ch/bafu/de/home/themen/laerm/dossiers/magazin-umwelt-ruhe-schuetzen/ruheschutz-lohnt-sich.html>

Phänomen Stille

In einem idealen Gespräch wechseln harmonisch die Redebeiträge und jeder findet Gehör. Aber leider kann es passieren, dass wir nicht zu Worte kommen, ständig unterbrochen werden, oder umgekehrt das Gefühl haben, mit einem schweigsamen Stockfisch zu sprechen.

Das kann am Charakter der Beteiligten liegen, aber auch an unterschiedlichen Vorstellungen von nonverbalen Gesprächsregeln. Es gibt nämlich eine Reihe von Körpersignalen, durch die wir Gespräche regulieren.

An erster Stelle steht die Redepause. Schweigt ein Sprecher eine bestimmte Zeit, fühlen wir uns irgendwann berechtigt, nun selbst das Wort zu ergreifen. Wann das ist, entscheidet unsere Intuition, unsere Erziehung und unser kultureller Hintergrund.

Dabei gibt es Unterschiede und infolgedessen Missverständnisse. In der Türkei zum Beispiel kann jeder lange und ausgiebig mit vielen Pausen erzählen, ohne unterbrochen zu werden. In Amerika darf eine Redepause nicht länger als sechs Sekunden sein, sonst beginnt möglicherweise jemand anders zu reden. Längeres Schweigen wird als peinlich empfunden.

Weil es nur sehr schwer ist, sich gegen die eigenen Gewohnheiten zu verhalten, sollte man sehr genau auf weitere Signale achten. Wenn jemand sich zum Beispiel vorbeugt oder hörbar die Luft einzieht, kann es sein, dass er oder sie etwas sagen möchte.

Wenn jemand nicht aufhört zu reden, uns aber gelegentlich fragende Blicke zuwirft, kann es sein, dass er oder sie auf unseren Einsatz wartet. Das körpersprachliche Ping-Pong in einem Gespräch ist manchmal schwer zu durchschauen. Damit es gelingt, sollten wir uns mit Aufmerksamkeit, Geduld und Beharrlichkeit wappnen.

Quelle: <https://www.planet-wissen.de/gesellschaft/kommunikation/koerpersprache/pwiekoerperspracheingespraechen100.html>

- Ruhe jetzt. Süddeutsche Zeitung, 23.12.2017
<https://www.sueddeutsche.de/wissen/akustik-ruhe-jetzt-1.3801072>
- Schalltoter/Reflexionsarmer Raum
https://de.wikipedia.org/wiki/Reflexionsarmer_Raum
Das ist der stillste Ort der Schweiz. Aargauer Zeitung, 22.9.2017
<https://www.aargauerzeitung.ch/leben/leben/das-ist-der-stillste-ort-der-schweiz-131734437>
Die verstörende Wirkung des stillsten Ortes der Welt. Die Welt, 14.4.2012
<https://www.welt.de/vermischtes/kurioses/article106185009/Die-verstoerende-Wirkung-des-stillsten-Ortes-der-Welt.html>

Schöne Stille, schreckliche Stille

Mutig wagt sich Sara Maitland in die extreme Abgeschiedenheit kaum besiedelter Inseln, der Wüste und letzter Urwälder vor, um die Stille dort auszuloten. Dabei wird deutlich, dass sie sich auf ein Abenteuer einlässt, das seine ganz eigenen „Freuden und Schrecken“ birgt. Erfahrungen wie die Intensivierung von Körperempfindungen und Emotionen, akustische Halluzinationen, die Aufhebung bestimmter Hemmungen wie der Grenzen zwischen Innen und Außen, Unaussprechlichkeit und tiefe Glückseligkeit haben ihre eigenen Gefahren. Erfahrungen, wie Menschen in sämtlichen Kulturen und Jahrhunderten sie gemacht haben, wenn sie die Stille suchten oder diese ihnen aufgezwungen wurde: Wüstenmönche und Polarforscherinnen, gestrandete Seefahrer und Weltumseglerinnen, Mystikerinnen und Kirchenväter, Strafgefangene, Romantiker und Hippies. Menschliche Erfahrungen mit Stille sind offensichtlich zwischen zwei extremen Polen angesiedelt: Wahn und Erleuchtung, ein Zusammenbrechen der psychischen Strukturen, die ein gesundes Ich tragen, oder dessen Reifung zu Weisheit und tiefem inneren Frieden in Verbundenheit mit der Welt.

Quelle: Auszug aus einem Text der Übersetzerin Karin Petersen von: Maitland, Sara: Das Buch der Stille. <https://buddhismus-aktuell.de/artikel/ausgaben/20173/das-buch-der-stille.html>

- Die Kraft der Stillen. Der Spiegel, Nr. 34. 2012
<http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-87818628.html>
- „Ruhe!“ Podcast zu den Festtagen, Echo der Zeit, SRF, 24.12.2017-1.1.2018:
 - Green Bank: Der Stillste Ort in den USA
 - Bangkok: Wo Ruhe ein Luxus ist
<https://www.srf.ch/sendungen/echo-der-zeit/ruhe-der-podcast-zu-den-festtagen-teil-1>
 - Stimmen im Kopf – Nach 20 Jahre Therapie endlich Ruhe
 - „Antischall“ – Lärm mit Lärm bekämpfen
 - Liebfrauenschwestern – Ein Kloster wird Zufluchtsstätte für verfolgte Frauen
<https://www.srf.ch/sendungen/echo-der-zeit/ruhe-der-podcast-zu-den-festtagen-teil-2>
 - Boomtown Opfikon – Das fluglärmgeplagte Opfikon profitiert von vielen Zuzüglern
 - 100 Jahre Schweizer Lärmschutz – Vom Nachbarschaftsstreit zu den Ruheoasen in den Städten
 - Karneval der Fische – Ein Unterwasserkonzert der besonderen Art
<https://www.srf.ch/sendungen/echo-der-zeit/ruhe-der-podcast-zu-den-festtagen-teil-3>
 - Das laute Wesen Mensch – Wieso es so schwierig ist, die Stille zu ertragen
 - Musik und die Pause – Von der Stille zwischen den Noten
 - Pleite, Pech und Pannen – Wenn es am Radio plötzlich still wird
<https://www.srf.ch/sendungen/echo-der-zeit/ruhe-der-podcast-zu-den-festtagen-teil-4>
- Gewollte Isolation:
Das geheimnisvolle Leben der Waldmenschen. Tagesanzeiger, 27.7.2017
<https://www.tagesanzeiger.ch/schweiz/standard/maximal-abseits/story/19432251>
27 Jahre Einsamkeit. Christopher Knight haust sein halbes Leben lang alleine im Wald. Bis er verhaftet wird. Michael Finke, Reportagen #36
<https://reportagen.com/content/27-jahre-einsamkeit>
- Ungewollte Isolation:
Sensorische Deprivation > der Entzug von Sinneseindrücken.
https://de.wikipedia.org/wiki/Sensorische_Deprivation
Man kann nicht, nicht wahrnehmen. Kommentar von Florian Dietrich, 15.8.2006
<https://wasdenktflo.wordpress.com/2006/08/15/man-kann-nicht-nicht-wahrnehmen/>

Vom Mönch und dem Brunnen

Eines Tages kamen zu einem einsamen Mönch einige Menschen. Sie fragten ihn:

„Was für einen Sinn siehst du in deinem Leben der Stille und Meditation?“

Der Mönch war mit dem Schöpfen von Wasser aus einem tiefen Brunnen beschäftigt. Er sprach zu seinen Besuchern:

„Schaut in den Brunnen. Was seht ihr?“

Die Leute blickten in den tiefen Brunnen: „Wir sehen nichts!“

Nach einer kurzen Weile forderte der Mönch die Leute erneut auf:

„Schaut in den Brunnen! Was seht ihr jetzt?“

Die Leute blickten wieder hinunter: „Ja, jetzt sehen wir uns selber!“

Der Mönch sprach:

„Nun, als ich vorhin Wasser schöpfte, war das Wasser unruhig. Jetzt ist das Wasser ruhig. Das ist die Erfahrung der Stille und der Meditation: Man sieht sich selber! Und nun wartet noch eine Weile.“

Nach einer Weile sagte der Mönch erneut: „Schaut jetzt in den Brunnen. Was seht ihr?“

Die Menschen schauten hinunter: „Nun sehen wir die Steine auf dem Grund des Brunnens.“

Da erklärte der Mönch: „Das ist die Erfahrung der Stille und der Meditation. Wenn man lange genug wartet, sieht man den Grund aller Dinge.“

(Autor unbekannt)

- Von der Sehnsucht nach dem Alleinsein. Rezension von Susanne Billig bei Deutschlandfunk Kultur, 11.7.2017
https://www.deutschlandfunkkultur.de/sara-maitland-das-buch-der-stille-von-der-sehnsucht-nach.1270.de.html?dram:article_id=390710

Geschichte der Stille

Im Jahre 1764 hört England zum ersten Mal das Rattern der „Spinning Jenny“. Sie ist die erste automatische Webmaschine und läutet die Industrialisierung in Europa ein. Erzeugt man Waren bislang von Hand, übernehmen immer mehr die Maschinen. Ihr Lärm wird anfangs begeistert aufgenommen als das „Brummen des Fortschritts“.

Mit der Industrialisierung wachsen die Städte jedoch zu Grossstädten, der Lärm wird immer grösser. Er ist nicht mehr bloss Privatsache sondern wird zum öffentlichen Ärgernis. In diesem Umfeld keimt ein neues Krankheitsbild: das der Neurasthenie, eine Überempfindlichkeit gegenüber Lärm. Der Neurastheniker ist ein übersensibler, nervöser Mensch – ein gehetzter Stadtbewohner, der auch nachts nicht zur Ruhe kommt.

Auch der deutsche Philosoph Theodor Lessing leidet an Lärmempfindlichkeit, obwohl seine Zeitgenossinnen und –genossen, die Arbeiter in den Fabriken, mehr Grund zur Klage hätten. 1908 gründet er die erste deutsche Anti-Lärmbewegung – mit wenig Erfolg. Die Lärmbekämpfer wirken kleinlich und als Spielverderber. In Amerika hat die Anti-Lärmbewegung mehr Erfolg. Man konzentriert sich auf die Abschaffung von „unnötigem Lärm“.

Eine Vielzahl von Erfindungen strebt während der Industrialisierung nach mehr Ruhe: Lichtsignale ersetzen die schrillen Trillerpfeifen der Verkehrspolizisten. Gummireifen dämmen das Gepolter der Kutschenräder und Ohropax bringen die Stille zurück. Zumindest zeitweilig.

- URKNALL
Wie laut war der Urknall? Andrea Schorsch antwortet in n-tv Wissen, 17.8.2010
<https://www.n-tv.de/wissen/frageantwort/Wie-laut-war-der-Urknall-article1200356.html>
- GRIECHEN
Kirke, die Erfinderin von Ohropax:
Zwölfter Gesang der Odyssee von Homer, Zeilen 47-49 und 173-200
http://www.digbib.org/Homer_8JHvChr/De_Odyssee?k=Zw%F6lfter+Gesang
- RÖMER
Seneca: Lärm macht krank. Der Philosoph Seneca benötigt im alten Rom Ruhe und Stille für seine schriftstellerische Tätigkeit.
<http://www.johanneum-lueneburg.de/expo/jonatur/geistesw/antike/roemer/senecal.htm>
- MITTELALTER
Die Regula Benedicti, Klosterregularium von ca. 540 und Grundlage des Benediktinerordens.
Kapitel 6: Die Schweigsamkeit
http://www.stiftmelk.at/frame_regula.htm
Zungen Strafen – Sprechen, Moral und Sanktionen in Mittelalter und Früher Neuzeit. Zu einer historischen Anthropologie der Sprache von Dr. phil. Bettina Lindorfer
https://www.fu-berlin.de/presse/publikationen/fundiert/archiv/2001_01/2001_01_lindorfer/index.html
Das philosophische Konzept der Kontemplation.
<https://de.wikipedia.org/wiki/Kontemplation>
- INDUSTRIALISIERUNG
Früher war es auch nicht leiser. SRF Sommerserie „Extrem!“, 16.8.2013 (00:03:20)
<https://www.srf.ch/wissen/sommerserie-extrem/frueher-war-es-auch-nicht-leiser>
„... kommt Dir Lärm wie Stille vor“. Potsdamer Neueste Nachrichten zum Hundertjahrjubiläum der Erfindung von Ohropax, 6.10.2007

<http://www.pnn.de/potsdam/43188/>

Zeiten der Stille – Die Vertreibung der Ruhe. Radio Feature WDR 5, 24.12.2017 (00:29:02)

<https://www1.wdr.de/radio/wdr5/sendungen/tiefenblick/zeiten-der-stille-100.html>

Der Lärm. Eine Kampfschrift gegen die Geräusche unseres Lebens. Theodor Lessing (1872-1933)

<https://archive.org/details/DerLrm>

- WELTKRIEGE

Sounds des Jahrhunderts. Kap. 1 1889 bis 1919. Bundeszentrale für politische Bildung.

<http://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/sound-des-jahrhunderts/209553/kapitel-1-1889-bis-1919>

Sounds des Jahrhunderts. Kap. 2 1919 bis 1933. Bundeszentrale für politische Bildung.

<http://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/sound-des-jahrhunderts/209777/kapitel-2-1919-bis-1933>

Shell Shock – Die Kriegszitterer

<https://de.wikipedia.org/wiki/Kriegszitterer>

<https://www.smithsonianmag.com/history/the-shock-of-war-55376701/> (englisch)

- INDIVIDUALISIERUNG

Wie Meditation das Gehirn umbaut. Planet Wissen, 16.2.2015 (00:58:22)

<https://www.youtube.com/watch?v=uUTCtexFULU>

Yoga – der Ruf der Stille. NZZFormat, 17.4.2011 (00:31:12)

<https://www.youtube.com/watch?v=4N87rbaV23Q>

Wald als Widerstand. Der Spiegel, 3.4.2018

<http://www.spiegel.de/spiegel/literatur-wald-als-widerstand-a-1200828.html>

Quiet, please! Stille Orte. NZZ, 16.6.2017

<https://bellevue.nzz.ch/reisen-entdecken/stille-orte-quiet-please-ld.1301098>

Ruhe, bitte! NZZ, 12.12.2012

<https://www.nzz.ch/gesellschaft/lebensart/stil/ruhe-bitte-1.17902745>

Die Stadt der Stille

Sie suchen Stille, richtig? Suchen Sie nicht irgendwo. Stille ist da. Sie umgibt uns. Sie durchdringt uns. Sie ist da. Wie der Atem, wie die Luft, die wir atmen.

Suche Sie nicht weit weg, Stille ist da. Kommen Sie an, kommen Sie zur Ruhe. --- Sie haben Platz genommen. Sitzen aufrecht -- und warten – auf was? Ich empfehle Ihnen, auf NICHTS zu warten. Aber tun Sie das GANZ.

Seien Sie ganz da. Bei Ihrem Atem. Sie können den Atem nicht machen. Er ist da. Es atmet. – Versuchen Sie mal, vorauszuatmen, für morgen. Jetzt haben Sie so schön Zeit, atmen Sie. Pumpen Sie wie ein Maikäfer meinetwegen. Es geht nicht. Ihr Atmen ist jetzt.

Merken Sie, wie Sie ruhig werden? – So geht Stille. – Und wenn jetzt viele Gedanken kommen. Erinnerungen, Träume. An der Wand ziehen Wolken vorbei. So ist es mit den Gedanken. Lassen Sie die Gedanken kommen, – und lassen Sie sie gehen. Wie die Wolken kommen und gehen, so mögen ihre Gedanken kommen und gehen. Sie sind da. Bei Ihrem Atem. Mein Atem heisst JETZT, sagt Rose Ausländer - die jüdische Dichterin. Mein Atem heisst JETZT.

Mein Name ist Niklaus Brantschen. Ich bin in den Bergen aufgewachsen, im Wallis, und bin da in jungen Jahren schon mit der Kraft der Stille in Berührung gekommen. Später habe ich dann bei Goethe gelesen: Berge sind stille Meister, und schaffen schweigsame Schüler.

Noch später bin ich Schüler geworden in Japan, in der Tradition des ZEN, und habe dort systematisch den Weg der Stille praktiziert. Und was ich da erfahren habe, konnte ich im Bildungshaus Bad Schönbunn im Zugerland einführen. Ich habe das Haus Lassalle Haus genannt, weil Lassalle für die Begegnung von Ost-West steht, und mit dazu beigetragen hat die Kultur der Stille zu erfahren und in diesem Haus zu praktizieren.

110

Sie suchen Stille, weil Sie sich erhoffen, für Ihr Leben einen neuen Impuls? Eine neue Ausrichtung vielleicht? Da sind Sie richtig. – Stille hat eine heilsame, heilende Wirkung. --- Stille heilt, kurz gesagt. Und Sören Kierkegaard, ein berühmter Philosoph aus Dänemark, sagt es so: -- Wenn ich Arzt wäre, und gefragt würde, was empfehlst du? Ich würde sagen: Schaff Stille. Ein guter Arzt verschreibt auch Ruhe. Und Stille. Mit anderen Worten: Nicht nur Pille, Stille ist gefragt. -- Stille heilt.

Wenn Sie so versuchen, stille zu sein, dann werden Sie vielleicht von einer gewissen Unruhe gepackt. Und sind geneigt, aufzustehen, wegzulaufen. Da kann ich nur sagen: Das kenne ich. – Stille ist nichts für Mutlose. Für Feige – die ausweichen. Nein, bleiben Sie dabei, bleiben Sie in der Stille, und Sie merken die heilende Kraft, die in der Stille liegt.

Viele Fragen dann auch: Wozu meditieren, wozu mich finden, wozu in die Stille gehen? Sie werden ein anderer Mensch. – Sie werden offener für die Welt. Wer ganz bei sich ist, ist auch ganz bei der Welt, bei den Dingen, bei den Menschen. – Stille verbindet. – Und Stille heilt. Sie tut mir gut, und sie tut den anderen gut. – In der Stille bin ich wirklich präsent. – Anwesend. – Mit meinem Wesen da. Und es ist einfach so: Wer präsent ist, ist ein Präsent. Ein Geschenk für die anderen.

Niklaus Brantschen, Transkript des Hörbeitrags in der Ausstellung

- John Cage : 4'33
<http://beruehrungspunkte.de/magazin-23/john-cage-433/>

I
TACET

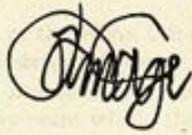
II
TACET

III
TACET

NOTE: The title of this work is the total length in minutes and seconds of its performance. At Woodstock, N.Y., August 29, 1952, the title was 4' 33" and the three parts were 33", 2' 40", and 1' 20". It was performed by David Tudor, pianist, who indicated the beginnings of parts by closing, the endings by opening, the keyboard lid. However, the work may be performed by any instrumentalist or combination of instrumentalists and last any length of time.

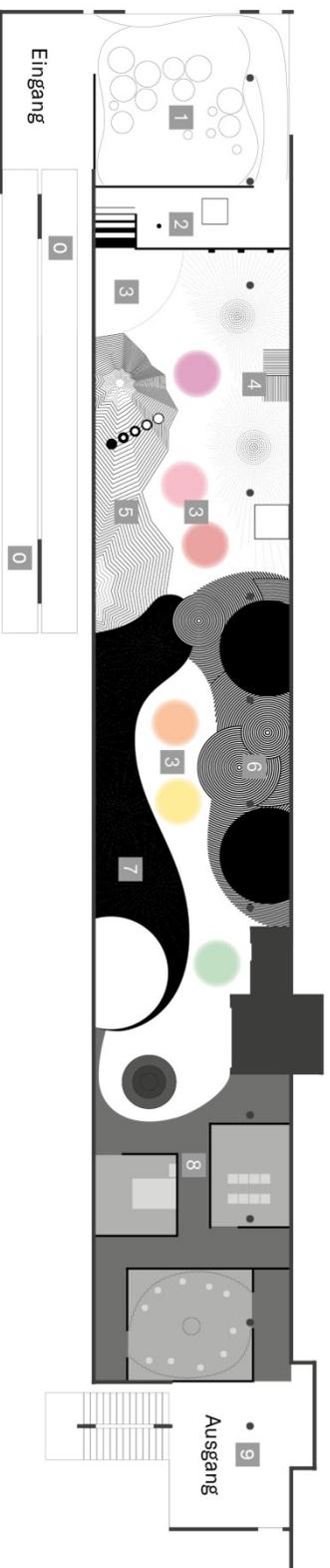
FOR IRWIN KREMER*

JOHN CAGE



Sounds of Silence

Museum für
Kommunikation
Musée de la
communication
...



- | | | | |
|---|------------------------|---|---------------------------------------|
| 0 | Klangliche Einstimmung | 5 | Phänomen Lärm |
| 1 | Begrüssung im Schnee | 6 | Schöne Stille, schreckliche Stille |
| 2 | Den Hörsinn schärfen | 7 | Suche nach Stille |
| 3 | Geschichte der Stille | 8 | Die Stadt der Stille |
| 4 | Phänomen Stille | 9 | Tipps zu stillen Orten in der Schweiz |

Plan der Ausstellung

Impressum

Diese Materialien erscheinen anlässlich der gleichnamigen Wechselausstellung im Museum für Kommunikation vom 9. November 2018 bis 7. Juli 2019.

Texte für den Unterricht:

Auswahl und Kommentare: Ueli Jaussi, Gümligen

Reader:

Auswahl: Angelina Keller, Kurt Stadelmann, Gallus Staubli, MfK Bern

Bildnachweis:

S. 1: Ausstellungsplakat, Notter & Vigne, Lausanne

S. 2: Collage mit Fotos der Projektteam-Mitglieder „Sounds of Silence“ zum Thema „So sieht Stille aus“

S. 111 John Cage: <https://www.tokresource.org/duchamps-fountain>

S. 112 Plan der Ausstellung: ZMIK – Studio for Spacial Design, Basel

Es war nicht in allen Fällen möglich, die Rechteinhaber der Bilder und Texte zu eruieren. Berechtigte Ansprüche werden im Rahmen üblicher Vereinbarungen abgegolten.

Die Inhalte dieser Materialien dürfen für schulische Zwecke frei genutzt werden.

Eine weitergehende oder andere Nutzung ist mit den Rechteinhabern, dem Museum für Kommunikation in Bern abzuklären.

Copyright: © Museum für Kommunikation, Bern, 2018

Museum für Kommunikation

Helvetiastrasse 16

CH – 3005 Bern

T +41 (0)31 357 55 55

F +41 (0)31 357 55 99

communication@mfk.ch

www.mfk.ch